

120.

Mitteilungen aus dem

Quickborn

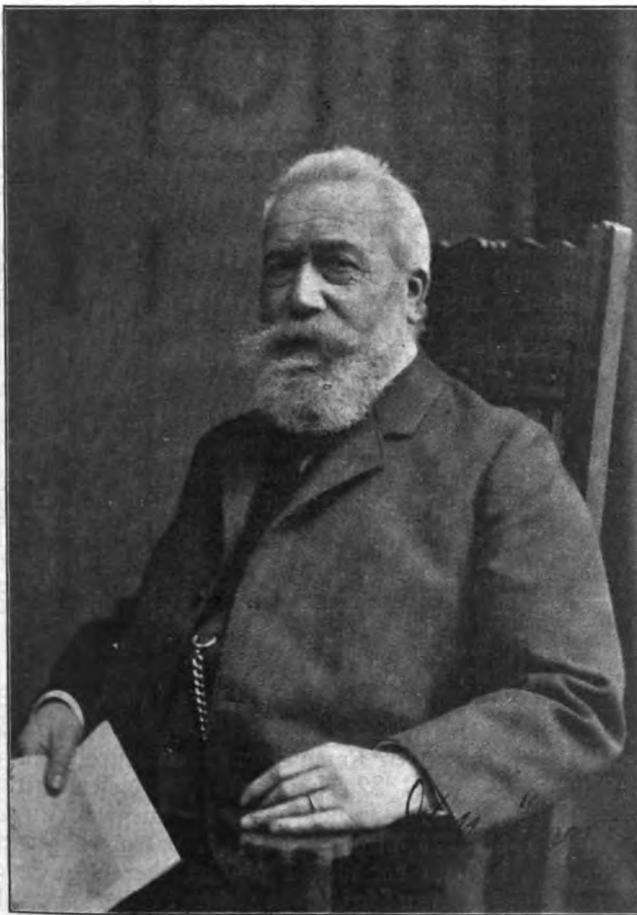
Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur (C.V.)
in Hamburg.

7. Jahrg.

Hamburg, Oktober 1913

Nr. 1

Inhalt: Ferdinand Krüger. Von Dr. G. Kuhlmann. — Aus „Jämschaden“. Von Ferdinand
Krüger. — Sprache. — Rundschau. — Theater. — Bücherbesprechungen. — Aus
Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Ferdinand Krüger.

120.

Ferdinand Krüger

Dem Altmeister der westfälischen Dichtung zu seinem
70. Geburtstag

Von Dr. Gottfried Kuhlmann

Es ist eine in der Menschheitsgeschichte sich oft wiederholende Erscheinung, daß über Mode und Zeitgeschmack Werte künstlerischer oder überhaupt ideeller Art verloren gehen und der Wiedererweckung zum Lichte harren müssen, bis zu gegebener Zeit jemand als Schatzgräber sie zu Tage fördert und gleichsam als neue Ware dem erstaunten Publikum darbietet. Besonders in der Geschichte unserer Dichtung ließe sich diese Wahrheit exemplifizieren und nicht zuletzt an der niederdeutschen. Die westfälisch-niederdeutsche Dichtung bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die mit zahlreichen, wenn auch nicht immer klangvollen Namen aufwarten kann, war durchaus selbstgewachsen und weder von Fris Reuters „Läuschen und Rimels“ und von seiner Prosa sonderlich beeinflusst, noch von Klaus Groths wunderbar inniger, klangvoller Lyrik befruchtet worden. Sie wandelte „unentwegt“ in den Spuren einer hohlen und innerlich unwahren Abderitenpoesie, die in der Welt nur ein großes Vergnügungslokal sah, und es zu halbwegs künstlerischer Wirkung eigentlich nur in Hermann Landois' Frans Essink-Geschichten brachte. Wer die Fülle der Namen derer kennt, die in ihren zumeist auf groben Scherz und derbe Komik gestellten gereimten Dönken und Erzählungen in der westfälischen Mundart dichteten, kann sich nicht darüber wundern, daß unter der Spreu manches Körnlein echter Dichtung verloren gehen oder unbeachtet bleiben mußte. So konnte z. B. gegen die Münsterschen Fastnachtsdichtungen, die freilich der immer mehr schwindenden Mundart Stütze und Halt waren, in ihrer Blütezeit so recht nichts aufkommen, und so ist man sich selbst in literarischen Kreisen damals wohl kaum bewußt geworden, daß der Anfsatz zu einer neuen Epoche, der Anfang zu einer künstlerisch wertvollen Dichtung bereits da war. „Leider ist die niederdeutsche, die platte Sprache seit der Zeit, daß sie den Rang einer Schriftsprache eingebüßt hat, bis vor noch nicht vielen Jahren dazu degradiert gewesen, geschrieben nur ‚Späße und Jug‘ zu produzieren. Unsere Landsleute im Norden haben sie zuerst von diesem Makel befreit. Fast kann es scheinen, als wäre unsere herrliche westfälische Sprache der Lyrik nicht mächtig, als bewege sich das Gemütsleben der Westfalen nur im Humor!“ Diesen Stoßseufzer stieß Ferdinand Krüger aus in dem Vorwort desselben Romans aus dem westfälischen Bauernleben — „Rugge Wiäge“ (1882 erschienen) —, der diesem unerfreulichen Zustand ein Ende machte. Er hat damit der westfälischen Dichtung den Platz neben der des niederdeutschen Nordens angewiesen und als erster gezeigt, daß an der westfälisch-niederdeutschen Sprache der große Roman keineswegs zu scheitern braucht. In den Jahren 1893/94 folgt dann der dreibändige Roman „Hempelmanns Smiede“, der noch einmal denselben Beweis, nur mit stärkeren Argumenten, bringt.

Höhere Wertschätzung ist freilich der gesamten niederdeutschen Literatur bei der erzeptionellen Stellung, die Reuter noch lange einnahm, damals daraus nicht erwachsen.

Als Ferdinand Krüger mit seiner ersten Schöpfung vor das Forum der Öffentlichkeit trat, befand er sich bereits im Schwabenalter, das verdient für das Verständnis seines dichterischen Schaffens wohl beachtet zu werden. Er ist geboren am 27. Oktober 1843 zu Beckum, dem Schilba des südlichen Münsterlandes, in dem münsterländischen „Poetenwinkel“, dem Wibbelt, Wette und Wagenfeld entstammen. Nach dem Tode seines Vaters 1848 wird Ahlen, ein kleines Landstädtchen in der Nähe, sein Wohnsitz. Mehr und vor allem charakteristischer vermag ich nicht über ihn zu berichten, als er es selbst in einem Briefe an Ludwig Schröder tut: „Daß ich auf der Pennale zweimal geschäft bin, kann ich verraten; hierin bin ich Landois entschieden über, denn dieser ist nur einmal gejagt worden. Ich unterscheide mich auch von Landois in Beziehung auf Ansichten über die Ehe. Im fünften Bande von Frans Essink ist ein Kapitel benannt: ‚Waarüm de Professer nich hieraotet hät.‘ Darin schreibt er: ‚Wat an en Rausenstoek de Blattlүүse sind, dat sind de Mensken för de Erde. Wo män Mensken sich uphaolt, dao maket se alles kaputt. De Mensken sind noch leiger as de Blattlүүse. In dao soll man methelpen, söck Untüg to vermehren?‘ Von meiner Studenzeit kann ich nicht viel Absonderliches erzählen. Meine ersten vier Semester habe ich in Münster zugebracht, Naturwissenschaften und nebenbei Kunstwissenschaften und Literatur betrieben und erst recht nebenbei Bierologie und Pautereien studiert, bis ich auf einmal den Drang in mir verspürte, demnächst als Mediziner auf die Menschheit losgelassen zu werden. Da diese Wissenschaft realistischer Natur ist, lernte ich auch die Charaktere zu photographieren. So entstanden wohl alle meine Haupt- und Nebenhelden in meinen Romanen.“ In Linden an der Ruhr ließ er sich als Knappschaftsarzt nieder. Hier sind auch seine beiden Romane entstanden.

Kein geringeres Ziel hat Ferdinand Krüger, wie wir sahen, sich gesteckt, als eine Dichtung mit frischem, echten und wahren Lebensgehalt zu füllen, und so tut er einen tiefen Griff in das warm pulsierende Leben mit dem Roman „Rugge Wiäge“. Es ist ein Zeitroman, ein Stück Gegenwart, insofern als der Dichter uns mitten hineinführt in den Kampf der mächtig aufblühenden Industrie gegen das Bauerntum, das niederdeutsche Volkstum, dessen Wirkungen er sowohl in seiner Heimat wie in seiner Tätigkeit als Knappschaftsarzt nur zu genau studieren konnte. Sie altes, kräftiges Volkstum, hie alles gleichmachende, Eigenart zerstörende Industrie; hie alte, überlebte Burmode, hie verständiges Fortschreiten! Das ist der Rahmen, in dem uns Krüger seine Gestalten vorführt, hier bieten sich der Probleme und Motive so viele, die auf ihren Meister warten.

Hierig strecken die Kohlenzechen von Castrop ihre Arme aus nach dem Eigentum, dessen seit Jahrhunderten der Bauer, einem unumschränkten Herrscher gleich, treu gewaltet, und von dem sich der kernfeste bäuerliche

Besitzer nur gezwungen und höherer Gewalt weichend trennt, dem der von Industrie und Kapital innerlich angegriffene aber nicht ungestraft entzagt. Da ist zuerst Schulte Holthövel, der Anhänger alter „Burnmode“, der sich aufbäumt mit aller Gewalt gegen den unberufenen „Nielaut“, gegen die Treu und Glauben, Recht und Sitte untergrabende Industrie, in dem sich noch etwas regt von dem herben, aber ohnmächtigen Rechtsgefühl eines naiven Naturmenschen, als die Zechen es auf seinen „Holtbust“ abgesehen haben und ihn expropriieren lassen wollen. Und die Rehrseite in dem zum Prozen und Prasser gewordenen Dirtsbuer, der zum Kapitalisten geworden ist, aber an Leib und Seele Schaden genommen hat, und dem sein Erbe durch die Finger und durch die Kehle geht, den der sich selbst getreue Schulte Holthövel nur verachten kann, und der natürlich den Industriellen selbst nur eine Zielscheibe des Spottes ist. Ihn wie dem jungen Fris Bokmann hat die Industrie auf dem Gewissen, beide fallen als Opfer der Spekulationswut und der Rügen mit ihren endlosen Zubaßen. Das ist die neueste Zeit in ihrer schwärzesten Gestalt. Aber der Dichter muß gerecht und wahr sein. Er stellt ihr auch die überlebte alte „Burnmode“ entgegen, die in jämmerlicher Beschränktheit und kleinlicher Selbstsucht sich kundtut. Es ist das alte Lied von der Ehe ohne Liebe und Neigung, die die alte Burnmode von den Kindern im Interesse des Erbes verlangt. Und darin versündigt sich selbst der so verständige Schulte Holthövel, indem er seine Tochter Mariken den blöden Hinnerk Achterbint zu nehmen zwingt und sie „Rugge Wiäge“ gehen heißt, ehe sie der Tod erlöst. Rauhe Wege gehen auch Rudolf Uffum, der Sohn des subalternen spaßigen Kompagniechirurgus a. D., und Anna Holthövel, ehe der Vater ihnen seinen Segen gibt, überwältigt durch den Tod der ältesten Tochter und den Geist einer neuen Zeit. Die Prachtgestalt des alten Ruhrmann, Onkel Bräsig in etwas vergleichbar, — „ne wise un fine Grovsnute, mä'n en braven Kärl“, — der vermittelnd und begütigend stets am rechten Ort ist, darf sich an dieser Lösung ein gut Teil zuschreiben. Man fühlt, hier kommt der Dichter nicht mehr mit dem altbeliebten Mittel der Komik aus, sobald er wirklich ein Problem anfaßt. Wie das Andringen der Industrie das gesamte bäuerliche Volkstum vernichtet, in das Leben der Familie eindringt, den einzelnen verdirbt, mehr oder minder, wie alle unlauteren, tief verborgenen Triebe unter dem Druck des Kapitals und des Gewinnes hervorbrechen, den einen zum Lumpen, den anderen zum Prozen, den dritten zum Bettler machen, das alles schildert Ferdinand Krüger in meisterhafter Klarheit, und in fast erschreckender Deutlichkeit fühlt man die echte Wirklichkeit hindurch, die man noch bei jedem von Krügers Vorgängern vermißte.

Elf volle Jahre liegen zwischen „Rugge Wiäge“ und dem westfälischen Roman aus „der guten alten Zeit“, „Hempelmanns Smiede“ (1893/94). Mit der gleichen Einschränkung, mit der wir „Rugge Wiäge“ einen Gegenwartsroman nannten, können wir diesen als geschichtlichen ansprechen. Gewaltige weltgeschichtliche, welterschütternde Ereignisse

bilden hier den Hintergrund. In den mächtigen Rahmen der Jahre 1802—1813 fügt der Dichter ein gewaltiges Zeit- und Kulturgemälde. Breit angelegt, unter getreulichem, für die Einheit der Handlung fast zu gewissenhafter Benutzung einer Chronik führt er uns das gute westfälische Städtchen Ahltrop vor, des Dichters zweite Heimat: Ahlen an der Werfe. Es ist das Jahr 1802. Die Preußen warten nicht erst auf den Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg 1803, sondern rücken unter Blüchers Führung bereits in das Bistum Münster ein; das Land gleicht einem gestörten Ameisenhaufen. Vorbei ist es mit Eineturen und Pfründen, der Preuße bringt die Ordnung. Stolz nagelt Meister Hempelmann, der Bürgermeister von Ahltrop, den „Prüfsten Rukut“, den Adler, ans Rathhaus. Denn er ist in der Mark groß geworden, in preußischem Wesen und preußischer Pflichttreue, von dem allen in Ahltrop nichts zu finden, wo statt dessen Spießbürgerei und Philistertum, Vetternwirtschaft und Intrigue regieren. So ahnen wir, daß Hempelmanns Freunde nur wenige sein werden. Als 1806 der Preuße wieder weichen muß, da wechselt der Schmied seine Besinnung nicht, die sittliche Tüchtigkeit, die der preußische Geist in langer Arbeit erzogen, wird an ihm offenbar. Er weicht zwar vor den Widersachern und wartet in der Mark versteckt auf das Morgenrot der Freiheit. Fern im Osten hören wir das Donnern der Völkerschlacht bei Leipzig.

Auf diesem Hintergrunde wird uns nun das Leben und Treiben in Ahltrop gemalt; mit jedem, soweit er auch nur irgendwelchen Anspruch auf Erwähnung hat, werden wir bekannt gemacht. Wir erhalten ein wundervolles Totalbild eines münsterländischen Landstädtchens, das außer dem Stadtrecht allerdings kaum noch ein anderes Charakteristikum einer Stadt besitzt, vielmehr einem großen Dorfe gleicht. In diesem Rahmen entwickelt und durchdringt sich eine Reihe von Handlungen, schürzen und lösen sich die Knoten. Den Tadel, daß Meister Hempelmann zu wenig im Mittelpunkt des Romans stehe, kann ich nicht als berechtigt anerkennen. Er, dem Dorfschmied des Oberhofes nicht unähnlich, ist der einzige ruhende Pol in dem Wechsel politischer Verhältnisse. Seine Schmiede steht im Mittelpunkt der Handlung und ist der Sammelpunkt aller lauterer Elemente, denen Hempelmann Stütze und Helfer ist. Die Schmiede hat aber auch für die Handlung ihre Bedeutung, für den Konflikt zwischen Hempelmann und seiner Tochter, insofern, als für ihn, in Treue gegen seinen Vater, — der als Landfremder in Ahltrop sein Handwerk zu Ehren gebracht — der eine Gedanke für seine Entschlüsse bestimmend ist, seine Schmiede in guten Händen zu wissen. Da der Sohn Heinrich aber nicht nach dem Vater artet, baut er seine Zukunftspläne auf seine Tochter und auf seinen Gesellen. Daher wagt diese auch nicht, ihrem Herzen zu folgen, Drücksten das hochgewachsene Mädchen, „met dat Krüdden Selwen üm den Mund“. Das ganze Ahltrop aber hat am Bündel die alte Doktorfeste, die Eipolaste, „Moder Grausam“, die in Apothek und Wirtshaus regiert und das Szepter schwingt über das ganze Dorf wie über

ihre Söhne Fennand und Abel und ihren Mann, den Doktor Sipola, wenn der nicht gerade seine Rettung, sein „Piepfleiten“ zur Hand hat. An ihrer Sparsamkeit gemessen, läßt sich der Geiz von Molières Geizhals als Verschwendung an. „Moder Grausam“ besorgt auch die gesamten Heiratsgeschäfte in Ahltrop, d. h. in ihrem Sinne. Aber es gerät nicht immer, und selbst ihre Söhne wollen nicht immer so, wie sie: „De Welt is kunträr worden, de eene kann nich mähr vüör den annern friggen“, das ist für sie das Zeichen einer neuen Zeit, der sie sich resigniert fügt. Ihre Gestalt ist von einer verblüffenden Lebenswahrheit; mit geradezu erstaunlicher Kunst findet der Dichter selbst bis zum Schluß immer neue Mittel zu ihrer Charakterisierung. Daß sie ihren Fennand an Drüksken verheiraten will, diese aber an dem zweiten Sohne Abel ihre Freude hat, bringt eine Verwicklung, die durch das Widerspiel der Brüder untereinander nicht gerade einfacher wird. „Moder Grausam“ hat aber noch ein Eisen im Feuer, indem sie Abel zu dem Erbe Schulte Röhlings, des Prozeßbauern, durch seine Tochter Mittin verhelfen will. An der freit aber Henrich Hempelmann. Also ein vielfacher, wahrhaft gordischer Knoten, zu dessen Lösung der Schmiedegeselle Philipp, den Hempelmann zum Schwiegersohn wünscht, durch seine Neigung zu dem Judenmädchen auch nicht beiträgt. Diese Verwicklungen begleiten, durchkreuzen und steigern Intriguen, in Sonderheit des Stadtsekretärs Diez Hasenfoot, der, — übrigens ein stiller, abgeblitzter Verehrer Drükskens, — nach dem Bürgermeisterposten angelt und die französische Ara als günstige Gelegenheit dazu betrachtet; dazu kommen die Machenschaften des Mürmeisters Leesmann, der mit Hypotheken und „papiernen Pösten“ wirtschaftet. Dazwischen tritt, die Gescheide eigenartig mitbestimmend durch die Gabe des zweiten Geschlechtes, der Spökenkneifer Jangiärd, bald auftauchend, bald verschwindend, ein getreuer Eckart, der die große Schlacht am Birkenbaum „witt“ und mit ihr bessere Zeiten.

Eine schier unübersehbare Fülle von Personen und Ereignissen! So könnte es scheinen, aber doch möchte man nicht eine missen. Was von der Charakterisierungskunst des Dichters oben gesagt ist, das gilt für jede einzelne Figur. Ferdinand Krügers Gestalten leben in uns; wenn wir sie einmal kennen gelernt, sind sie uns jederzeit zum Malen deutlich gegenwärtig. Nicht mit breitem Pinsel und wenigen Strichen allerdings arbeitet Krüger, sondern mit aller Sorgfalt und haarfeinem Pinsel, wie wir es auf einem Porträt Albrecht Dürers bewundern, malt er jeden Zug, jedes Fältchen sorgsam aus. Das ist die Kunst des Epikers, der allem Geschehen in seinen Zusammenhängen bis in die geringste Regung des Menschenherzens nachgeht, jeden Faden seines großen Gewebes sorgfältig ausspinnt, leidenschaftslos, als ob er weit hinter den Dingen, oder hoch über ihnen stände. Und doch ist jede Gestalt erlebt und durchdacht, und mit des Dichters eigenem Leben getränkt. Auch die Technik der Komposition ist die des Epikers, wengleich das Problem in „Hempelmanns Smiede“ einen weniger gestrafften Faden der Handlung wohl rechtfertigen möchte.

So erscheint uns oft der Zweck dieses oder jenes Beginns rätselhaft, scheinen sogar einige Fäden völlig abzureißen, bis dann im geeigneten Augenblick es sich erweist, wie wohl der Dichter gerechnet hat. Wie auch in „Rugge Wiäge“ liebt Ferdinand Krüger hier die Episoden, die zwar den glatten Fluß der Handlung unterbrechen und hemmen oder doch nicht wesentlich fördern, aber immer auf das Gesamtbild neues Licht und neue Farbe werfen. So ist die Zechenkonferenz in „Rugge Wiäge“ ein Meisterstück humoristischer Schilderung, ebenso „Möhn“ Achterdinks Reise nach Telgte, oder der Kampf: „Füerwehr oder Swinelade“. In ihnen findet der Dichter das humoristische Gegengewicht, das er zum Ausgleich braucht. In „Hempelmanns Smiede“ dienen sie wohl auch diesem Zweck, in der Hauptsache aber sind diese Augenblicksbilder dazu da, ein breites Schlaglicht auf das gesamte Volksleben in all seinen Ausprägungen zu werfen, das große Zeitbild lückenlos zu gestalten. Ich denke u. a. dabei an die lebendige Schilderung des „Fasselaowend“, und des „hilligen Lambertsawend“, zweier kirchlicher Feste, die neben dem Schützenfest, — dessen Vorbereitung wir übrigens in der „Soldat“ auch miterleben, — einen wesentlichen Bestandteil im Leben des Münsterländers bildeten. Aber selbst an diesen Episoden, wo sie zur Erweiterung dienen sollen, zeigt sich der Abstand, der den Dichter von seinen Vorgängern trennt. Es ist nicht mehr die künstlich erzwingene Situationskomik, sondern sie resultiert aus dem Charakter der handelnden Personen und wird durch sie begründet. So erscheint uns Ferdinand Krüger nicht als großer Meister der Komposition, da er mit technischen Mitteln arbeitet, die einer vergangenen Zeit angehören. In „Rugge Wiäge“, — allerdings auch an Umfang um zwei Drittel geringer, — ist die Geschlossenheit der Handlung noch schärfer gewahrt, weil sie durch das Problem und damit räumlich und zeitlich bedingt ist. In „Hempelmanns Smiede“ ist des Dichters Ziel aber die breite Darstellung eines Kulturbildes, für den Epiker die gegebene Aufgabe. Wir leben gleichsam zehn Jahre in Ahltrop, sowohl die Einwohner nach allen ihren Kategorien treten zu uns in nahe Beziehung, als auch werden alle Zeit- und Lebensfragen politischer, sozialer, religiöser Art aufgerollt, die das wildbewegte Zeitalter erfüllen, und, durch das Auge der kleinbürgerlichen Ahltroper gesehen, dargestellt. Vom Rhein her trägt der „Demokrat“ Philipp französische Ideen ins Land, denen der Preuße Hempelmann steuert mit dem Bemerk: „Demokratie is Flisenfängerie“. In Zusammenhang damit erfährt auch die völlige Rechtlosigkeit der Juden in dem bischöflich-münsterischen Gebiet und der bornierte Fanatismus der Menge ihnen gegenüber eine grelle Beleuchtung. Der Zustand im Domkapitel zu Münster ebenso wie die Verhältnisse in den Klöstern lassen den Einzug des „luttersten Prüßen“ als einen Akt geschichtlicher Notwendigkeit und Gerechtigkeit erscheinen in gleicher Weise wie die Vorgänge im Stadtrat zu Ahltrop, die nur zu sehr an das benachbarte Schilda-Beckum erinnern. Selbst die starren überlebten Formen, in denen sich preußische Ordnung und Zucht

äußert, weisen schon nach Jena und Auerstädt, der echt preussische Geist aber in echt „Frisischer“ Prägung besteht, wie er in Meister Hempelmann Gestalt gewonnen, wie er auch in seinem Sohne Henrich endlich doch zum Durchbruch kommt.

So entwirft Krüger wie ein geschulter Historiker mit sicheren Strichen ein getreues Bild der Zeit in all ihren Regungen, Stimmungen und Bewegungen. Und noch in anderer Hinsicht erscheint uns der Dichter als Vollender dessen, was wir in der westfälischen Dialektliteratur bislang vermißten. In „Hempelmanns Smiede“ haben die gewaltigen Eindrücke Gestalt und Ausdruck gewonnen, „die auf Westfalens weiter, öder Heide, wo weit, weit hin das Abendrot Himmel und Erde miteinander verschmilzt, des Wanderers warten“, und „wo auf einsamen Höfen dichte Hagen und Wälder den schweifenden Blick ins eigene Gemüt reflektieren, oder das Moor mit seinen Abendnebeln phantastische Gestalten hervorzaubert“, in den undurchdringlichen spul- und sagemumwobenen Urwald, die Damer, dahin leitet uns der Dichter in den Gesichten und Träumereien Jangiärds, des Spökentickers, der die in sich gekehrte, zur Einsamkeit und Wunderlichkeit neigende Natur der Westfalen repräsentiert. So wahr, so erschütternd und zwingend hat von den Westfalen noch keiner die unheimliche Gewalt von Heide und Moor in Nebel und Nacht in Worte gefaßt, von den hochdeutschen Dichtungen Annettes von Droste abgesehen. Ja, und diese Worte! Weit mehr als bei der hochdeutschen Dichtung fällt bei der niederdeutschen die Behandlung der Sprache ins Gewicht, sie ist in ganz anderem Maße ein integrierender Bestandteil des dichterischen Kunstwerks. Ferdinand Krügers Plattdeutsch ist einmal „das klassische“ genannt worden, und anders läßt es sich wohl auch kaum bezeichnen. Bei ihm gleicht sie einem kostbaren, wunderfeinen Instrument eines alten Meisters, das nur in den Händen des Künstlers in seiner ganzen Schönheit zur Geltung kommt. Darin hat den Dichter noch keiner erreicht, Karl Wagenfeld strebt ihm ehrlich nach. Und sicher ist der eigenartige Reiz, den „Hempelmanns Smiede“ auf den Leser ausübt, zumeist auf die Wirkung der Sprache zurückzuführen. Sie ist letzten Grundes das Hauptmittel zur Charakterisierung. Hat das Niederdeutsche schon an sich dem Hochdeutschen gegenüber seine größere Anschaulichkeit voraus, so weiß Ferdinand Krüger diesen Vorzug noch zu steigern durch eine reichliche, aber unauffällige und unaufdringliche Anwendung von Sprichwort und Sentenz; und die schier unglaubliche Reichhaltigkeit des plattdeutschen Wortschatzes in seinen Schattierungen ein und derselben Sache und desselben Begriffs spricht eine berebete Sprache gegen das immer mehr verknöchernde Hochdeutsch. In „Rugge Wiäge“ hat Krüger sich verleiten lassen, Klaus Groths „praktische Vorschläge“ für eine allgemeine niederdeutsche Schreibweise für das Westfälische durchzuführen, mit welchem Erfolg beweist die Aufnahme des Romans, dessen Verbreitung die Schreibung nicht im geringsten hat fördern können. Das Westfälische nimmt eben solche Sonderstellung ein, daß es sich nicht mit den nordnieder-sächsischen Mundarten in das Joch der gleichen Schreibweise zwingen

läßt. Aber auch ein ästhetischer Grund spricht dagegen; die Ungleichung des klangvollen Vokalismus an ein bestimmtes Muster betrügt den Leser um den Wohlklang der Sprache, und das empfindet vielleicht der Westfale am meisten wegen der Sonderart seiner Mundart. Der wundervolle Hauch Natürlichkeit und Unberührtheit geht davon wie der feine Schmelz vom Flügel des Falters. Deswegen ist auch die Lektüre von „Hempelmanns Smiede“ so ungleich reizvoller und anheimelnder, weil Krüger jenen gewagten Versuch nicht wiederholt hat. Soll ich den Eindruck, den ich von „Hempelmanns Smiede“ immer wieder habe, zusammenfassen, so ist es der: Es ist eins von den Büchern, bei denen einem das Herz aufgeht, aus dem ein Gefühl hoher Freude und des Stolzes auf den Leser überströmt, ohne daß man sich Rechenschaft darüber gibt, worüber, und von dem man mit aufrichtigem Bedauern scheidet wie von einem guten Freunde; dagegen verblasen „Rugge Wiäge“ und „Witte Liljen“, ein kleiner Band von Erzählungen, aus denen man höchstens den Eindruck mitnimmt, daß die Novelle des Dichters Feld nicht ist.

Abzuwägen ist Sache des Kritikers, festzustellen, ob den Mängeln und Fehlern ein Mehr von Vorzügen gegenübersteht. Wir dürfen getrost zugeben, daß eine festere straffere Komposition und die daraus folgende Beschränkung der Episoden, und vielleicht auch noch größere Sparsamkeit in der Anwendung des Dialogs Ferdinand Krügers Dichtungen ein größeres Gepräge innerlicher Geschlossenheit geben würde. Diesen Mängeln müssen wir aber mit ebensolcher Gewissenhaftigkeit als äquivalente Werte gegenüberstellen eine unübertreffliche Charakterzeichnung, die selbst eine im alten Romane unerhörte Charakterentwicklung zeitigt, die sorgsame Motivierung, den wunderbar reichen Lebensgehalt, die Tiefe der Darstellung und vollends die Kraft der Sprache, in deren Handhabung der Dichter in der That seinen Meister sucht. So stehen den Ausstellungen, die wir machen mußten, die sogar zum Teil in der Technik der alten Schule Fritz Reuters und John Brinckmans nicht zuletzt, ihre Begründung finden, Werte gegenüber, die uns allerdings berechtigen, Ferdinand Krüger unter den lebenden Dichtern Niederdeutschlands mit an erster Stelle zu nennen. Indem er als erster unter den Westfalen Fühlung mit der außerwestfälischen Dichtung suchte, hat er die westfälische Dialektliteratur aus der Gefolgschaft der Komik und der Posse auf höhere Bahnen geleitet. Dadurch ist er der Vater der neuesten westfälischen Dichtung geworden, auf seinen Schultern stehen Wette, Wibbelt und Wagenfeld.

Auch an Ferdinand Krüger hat Niederdeutschland viel gut zu machen, wenngleich auch diesmal die Verleger nicht schuldlos sind. Nach fast zwanzig Jahren erscheint ein neuer Roman aus Krügers Feder¹. Belassen wir es an seinem 70. Geburtstag nicht bei der Versicherung unserer Verehrung für den Dichter und Menschen und bei den ehrlichst gemeinten Wünschen, sondern setzen wir all unsere Empfindungen für den greisen, jugendfrischen Dichter einmal um in die Praxis und lesen wir ihn! Noch ist es Zeit und nicht zu spät!

¹ Das dritte Kapitel dieses Romans hat uns Geheimrat Krüger auf unsere Bitte zum Abdruck in diesem Heft überlassen.

„Aus „J'ärwſchaden“

Roman von Ferdinand Krüger

Kapitel III.

De lüttſte Wiägeſtraat, de Wäg van Schulte Kreihenhuorſts J'ärwe nao Albrinſen to was wahn morazig un hadde deipe Löcker. Viel Buſten Holt un lange Böhren gongen derto, üm 'n in Stand te haollen, dat ne Raore nich ümmer beß an den Nawel herinſchuott. Um ſo ſchöner was et apatts an beide Siten van 'n Wäg, wo dichte Wallhiegen, noch breeder äs de olle Huohlwäg föwſt, ſtonnen. Büör wiß mähr äs hunnert Jaohre hadden dao de Kreihenhuorſts de Ardwälle upſchichtet un met Telgen un Haböcken, Järlen un Rüſters bepuortet. In äs de Baine heranwaſſen waoren, hadden ſe ſe kappt. Se ſollen nich te ſtolt wären. Män dao waoren ſe in de Dicke gaoben un hadden nao alle Siten Zwöge un Vöge drienwen. De hadden ſit alle fröndlit de Hännereekt un waoren vertwielt ineenanwaſſen met Brümmelten un Hiäſelten. Äs Bröders un Süſters un Vader, Moder un Rinner hollen ſe alle teſamen met Hülfekrabben un Smattdörn un Wittdörn un Himbitten un Albitten, Büſſenholt, Hatäſen, wille Kiärſſen un dat gröne Efeu hadde de Hännereekt ineen legt vüör 'n ewigen Bund. Ünner all dat Kropptüg waoren bloß de Biärken hauge upſchuotten. Dat waoren auk hillige Züſſerkes in üöre witten Kleeder! Dao droff ſit ſin Menſch an vergripen. Un wil uſſe Härgott Freude hadde an all dat Schöne un Leuwe, hadd he den Wind an 't Fliegen bracht met en graut Laten vull Blomenſaot. Un wat de Wind nich brengen konn, dat deihn hunnert un hunnert Büegelkes. Un haolle ſchuotten de giälē Buotterblomen herut un de blaoen Muſeöhrtes. In de Klockenblomen, ſe ludden ſonnen ſinnigen Sang, den konnen män de Engelkes in 'n Hiemmel hören. Un de blaoen Bijölkes, de ſeeken ſo nieſchierig ut dat gröne Gräß herut, wat dat nu wull alles wäör! Un äs alles grönte un blaihte, dao bauten ſit de Büegelkes üöre Neſter. Dat hadden ſe je auk verdeint. Dao ſatten de Wivkes in en brodden de Kleinen ut, un de Männkes ſeeken ſit dat vergnöglik an un brachden Foer bieen un tralladen ut vullen Halse. Dat was en Trijaoterspiel! Un dao kleide Klaos, de Fuorſt-Kapellmeſter, dao in de Gräfte langß den Kamp, an en Bucht Laiſken herup. Quak! quak! reip he; datt ſall heeten: Nu män to! — Un nu gaffen ſit alle de Muſikmakers an 't blaofen met Muſithörn, lutter Trumpeten un Poſaunen waoren 't. Sonne Muſik hadden ſe van de Jungß lährt met de üöre Baſthörn un Hueplen, de ſe in 't Fröhjaohr, wann de Capp in 't Wienholt was, met 'n ſtilen Singſang aſkloppen. — Büör den gueden Muſikunerricht droffen de Jungß nu auk in den Hagen herupfleien un es maol den Kapellmeſter Klaos Gunday ſeggen, un bi de Geliägenheit ſeeken ſe dann auk es in ſon Neſten. Se deihen de Kleinen nix, denn dat Männken ſchreide ſo üm Erbarmen un dat Wivken ſeek ſonen Jungen alle bange an met üöre grauten, leuwen Augen. Un dao konn he ör doch nix dohn.

Kruß düöreken hadden ſit de Jungß Wiäge bahnt düör 't dichte Geſtrüpp, trohdem de ollen Eckenküſte verboſt ſeeken met de knibbeligen Augen, de in üör rubblig Fell ſatten. Män wann nu de Hiärnſt quamm un Spinnkloppen van Zwog to Zwog un van Bögßen to Bögßen ſpunnen, dann waoren de Jungß dao mit Ruetchaken un linnen Büls un plichden ſit de ripen Nüette af, un gongen dann in dat lange Gräß ligen un ſmölden Endkes Reit of Pinnkes van driigde Suckelranten, wann 't auk en Lüch up de Tunge beet, un ſeeken hauqmödig de kleinen Deerntes an, de män Blomen ſochen un Lämpkes utpußden van de Kiedenblomen, de der utblaiht, met wüllene Nachtkadufen up 'n Kopp doſtonnen. Män wat gaff dat vüör 'n Sekureh, wann de Wichter ſit an de Brümmelten Klinken in 't Kleed rietten hadden. Dat gaff wiß in Huſe üörndlitte Riſpe! Män wann et Setta paſſeerde, of Engellen Weſthoff's, was et ſo leige nich, denn de olle Marri ſtoppde de grötßen Löcker to, dat Rümß wat miärken konn un Veßmoder kreeg vüör alle Fälle ne graute Tute vull Flieren metbracht tom Sweetsen, wann 't neidig was, un en Haupen Wuorſtepinne ut 'n Dörenbuck vüör de Tid van 't Suegeſlachten. Gued dat de Wiäge bahnt waoren düör de ollen Wallhiegen. Dao konn 'm ſit ducken

unner 't Holt, dao sonn 'm so sachte wegsliken, wann de Sunne unnergaohn was un et dao rispelde un kraabe un tappde un staffede so gruffelit, un dat graute Dier met de langen Höörn un den langen, grisen Mäppelboort dao üöwer Waterpöble un Bussen un Knüppels jog dat Gespen, de Spof, de grüggeffe Siegenbuck ut de Dörenbiete. Jau, in den Huohlwäg spöde et to Nowendstid, dao woll Müms mähr düör gaohn, sogar Püttmakers Kathrin nich, de süß vüör 'n labennigen Düwel nich bange was, so äs se sagg. Män quamm de Nowend, dann trock se gau met Jürgen Snutentämper sine twee Köb, de se an 'n Hagen hadde grafen laoten, wier weg, en Lafen Gräs up 'n Kopp, twee Rokkiedden un ne Sichel in de Hänn. — Män Jettken' was hier faken alleene wannert; Nowends late, to nachtslaopende Tid, wann alles slaip, un hadde met ne Stallöchte in de Hand in alle Löcker an 'n Wäg un an beide Öwers in den Hagen herümsocht — of Steffen' hier nich viellichte lagg un sleip —. In fröhere Tiden — lange, lange waoren se vüörbi, äs se noch sonne junge Deern was, dao hadde se aut hier spielt met sonnen leiwen, kleinen Jungen; un later aut, äs he all up de gelährte Schole was un Balanz hadde, dao gongen se faken van Albrinksen hierhen. Alle Blomen kannte he met Namen, van allerhand Spofgeister un Heibengötter wuß he te vertellen, de in Busst un Water üor Wäsen dreewen; de hadden alle so spassige Namens, Wotan, son Riennamen un Thor, dat was de Spöbuck in de Dörenbiete un Brinkensmitt dao gintern in en Waterpaohl, de biämete de Buern Seiffen un Plogstärte vüör en Runken Piärfleef — alles Geschichten, de sit hier te Lanne olle Lü vertellten. Och, wat hadde se sit faken schiämen most, dat se son unnüesef dumm Göffel was un van alle de Saken nix afwuß — büsse junge Mann, vull te gelährd vüör sonne Lährersdochter — ne, dat was nich so een äs Steffen van Kreihenhuorsts Järwe, dat was Wilmten Lammers' un hernocher sogar de Här Dokter! —

Giärdken dachte drüöwer nao, wo he wull de Snor met de rauden Biären laoten härr, de Engellen Westhoffs vüörigen Hiärwest hier in den Hagen upriht hadde. Auf an sinen Ruethaken dachte he un wann de Stehen wull gued wäören vüör de Knallbüsse, de he sit lessen ut Büffenholt trächtematt hadde. —

So waoren se beide, Moder un Suehn, an 't Sinnen, de Jung üöwer sine Spielsaken un de Moder — se wistede sit met de Hand üöwer de Sterne, äs wann se dao üöre Gedanken wegwisfen woll. —

„Luster es, Giärdken, wu schön de Büegelkes singt — dao de Nachtigall — dao ächten de Ruckuck — still! — — acht, niegen, tein, elwen — twiälwmaol hätt he ropen — — Giärdken man fall nich aberglaisst sien; män wann 't waohr wäör, härr ik nu noch twiälw Jaohre te liäwen — is män ion Gefür.“ —

Soll de Meerste doch nich en Lüct aberglaisst west sien? so äs alle Fraulii?

„Möderken, sit, dao sitt en Rautbüöstken, grade so een, äs wat bi us in 'n Baum dicht an 't Fenster nest 't hätt. — Se segget, dat wäör en hilligen Büegel; wann de bi'n Huse en Nest härr, dann slög de Bliß nich in, un infangen dröff 'n auf Müms, denn dann gönk een in Huse daud. Is dat waohr? Auf van de Swalwen segg 'm dat.“

„Dat segg 'm so“, antwoorde de Moder.

„Möderken, vertell mi noch es dat Stücksten van ussen Hären Jesus un dat Rautbüöstken“, sagg Giärdken.

„Jä, dann luster es! . . Äs usse Här Jesus an 't Krüz hont, daa was met eenmaol üöwerall Stille, Stille up de Urde. Alle Büegelkes sweegen, äs wäören se daud. Up de Buernhüöwe waoren de Rüens ganz ächten in de Rüenhüstes kruopen. Rin Bliken leit sit mähr häören. De Luft was bläöf, immer mähr düfter; lange Schatten laggen üöwer Wiß un Rämpe beß an dat Waoldgehege. Un deiper dao in 'n Busst alles swatt, äs in en graut düfter Graff. Vüör lutter Jaommer un Pin hadde sit de Sunne met 'n Dof dat Gesicht verdeckt. Se konn 't nich ansehn, wat Menschen hier up Urden so röfelaus veröwden. Un dao in de bange Stille dao reip so erbiärmit ne

¹ Jettken hieß die Meerste von Kreihenhuorsts Järwe und Steffen ihr verstorbenen Mann.

² Wilmten Lammers war ein Verehrer Jettkens aus ihrer Jugendzeit.

Stimme van 't Krüß: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Dao blizde et van 'n Hiemmel un de Wolken donnerten un ridderten in de Düsterheit, un de Urde biewde un reet in deipe Gläffen uteen, un de Heidenpötte buossen un de Knuoken wudden verströaget. Alle Büegelkes vertruopen sif deipe in de Bustrafen — män Rautbüüßten flogg up den Krüßbalken bi den leiven Hären sinen Arm. — Un äs Jesus nu reip: Mich dürstet! dao woll em van de Kriegsnachte Nüms en Glücksten Water giewen. Un Rautbüüßten flattede üüwerall herium, of et kin Water sinnen könn. Män et was so drüge up de Urde, denn Gräß un Blomen hadden de leßten Waterdruoppen all längst updrunken. Un de Wolken gaffen sine Träönen af, denn wenn dat Hiärtenleed alle graut is, kann 't Auge nich mähr grinen. Rautbüüßten konn kin Waterdrilopfen sinnen. Dao gont et wier up den Krüßbalken sitten bi den leiven Hären sinen Arm. Un dao drüppelde van den leiven Hären sin Hoff dat Blot up das Büegelken sine Buost, un de Buost, de süß gris west waor äs alle annern Fiädern van 't Büegelken, färwde sif raub un blew raub, bef up den hütigen Dag. Dao hätt dat Rautbüüßten sinen Namen van kriegen. Un de Här Jesus leit sin Hoff sinen nao dat Büegelken hen un keel et vull Jaomer an. Un dao woll dat Büegelken noch eenmaol tofiken, of et kin Water sinnen könn. Un et wuß sonne Stiä, dao stonn en Hucht Gräß, so ganß verluoren, ganß spierig Gräß was et, knelle Stengelkes un an de Stengelkes fatten kleine Knöppfes, de saogen ut äs kleine junge Rükskes. Un son spierig Gräß is so gedohsam un söch sif immer män de magern Eckstes ut, wel dat sappige Gräß üüwrig läökt, jüst so äs bi arme Hürlingslü un rike Buern. Un de Armen giewt je auf gärne wat met, wann en Menst kümpt, de nah iärmer is. Dao flog dat Rautbüüßten up to. Män dat spierige Gräß hadde je nix, gar nix, un et schüde trurig met 'n Köpp, un de kleinen Rükskes saogen dat blaundraude Westken un biewerten vüör Angst un schudderten. Un se biewert noch bef up den hütigen Dag. Drüm heetet se Biewertükskes.

„Wel hätt di das Stücksten egentlik vertellt?“ frog Giärdken nao ne Pose.

„Dch,“ sagg Moder trurig, „et was sonnen gelährten un gueden Hären, de was wid in de Welt herumtuennen.“

„De Här weet wiß noch mähr sücke schönen Stückstes — wo wuehnt he denn nu?“

„Ic weet et nich,“ antwordte de Moder trurig, un Giärdken frog nich wider, denn Moder follen en paar Träönen ut de Augen — — —.

„Möderken, wat grinste?“ frog he.

„O, nix,“ sagg Moder, „de Wind quamm mi so in de Augen.“ — —

Wortertklärung: Wallbiegen = Wallbeden, bepuortet = bepflanzt, Böge = Ketzer, Brümmeleken un Säselken = Brombeeren un Haselsträucher, Hilsfetrabben = Her. Abitten = Erdbeeren, Büßenholt = Holunder, Hatäsen = Sedenroisen, Müsehörtes = Vergifmeinnicht, Fuoril = Froich, Sucht = haufen, Laisten = Iris, Pinnkes = kleine Stiele, Sudelranken = Jälängerleieber, Wuoritpinne = Nadeln vom Rotdorn zum Verschleichen der Würste, Dörenbiele = ein sumpfiger Weg, durch den zwischen Dornen hindurch ein Bach fließt, Runten = großer Bissen, Rautbüüßten = Rotbrüßchen, knelt = zart.



Sprachecke



In der plattdeutschen Sprache der Hamburger Jungen fanden sich (und finden sich vielleicht heute noch) die beiden seltsamen Wörter „Hengeldor!“ und „Stidlegrint“. In unsern Wörterbüchern fehlen sie.

Hengeldor! ist ein Warnungsruf. Er ertönt, wenn ein Junge beim Anlauf auf eine Glitsche auf dieser noch einen andern vor sich sieht. Der Ruf soll ihn nötigen, die Glitsche zu verlassen, wenn er nicht umgerannt sein will. Zuweilen wird auch gerufen: „Plag von de Glitsch!“ — Der letzte Teil des fraglichen Wortes ist wohl das hochdeutsche „da“; aber was ist „Hengeli“? — Vielleicht dient dies Wort „Hengeldor“ auf den jetzt so beliebten Wintersportplätzen in den Gebirgen als ein Zuruf, an dem sich Hamburger erkennen können, wenigstens beim Glitschen. Beim Rodeln und Skilaufen wird es wohl nichts nützen.

Stidlegrint ist die volkstümliche Benennung für den Stichling (*Gasteroceus*),

einen kleinen, sehr häufig vorkommenden Flußfisch, der auf dem Rücken Stacheln trägt. Auf diese Stacheln scheint der erste Teil des Wortes hinzuweisen; was bedeutet aber „... grint“?

Vielleicht gelingt es einem unserer Leser, die bis jetzt noch unbekanntes Etymologie beider Wörter zu ergründen. Oder sollten diese nur freie Erfindung der Jungen sein? C. Rud. Schnitger.

Schlantreye. In gegebener Veranlassung möchte ich auf den jetzigen Straßennamen „Schlantreye“ zurückkommen, der früher als Geländebezeichnung diente, und der noch nicht erklärt ist. (Vgl. Mitteilungen aus dem Quickborn, III, Seite 114.) — Herr Rektor Heinrich Ohrt deutete in mündlicher Unterhaltung das Grundwort „... reye“ als Nebenform zu „Ried“, und das Bestimmungswort „Schlant...“ sollte seiner Meinung nach eigentlich „Schlang...“ = Schlange sein, so daß „Schlantreye“ als Schlangenried zu deuten wäre. — „Ried (Riet)“ hat nach Sanders-Wilfing, Handwörterbuch der deutschen Sprache, 8. Aufl. (1912) u. a. auch die Bedeutung: „mit Sumpfgas und Schilf bewachsenes Moor, auch Moor überhaupt“. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Seite 373, gibt zu dem Worte „Riet“ die niederdeutsche Form „Ried“¹ und dazu die kurze Erklärung „Schilfrohr“. Das Mittelniederdeutsche Handwörterbuch von Dr. Lübken und Dr. Walther, Seite 297 und Seite 299, hat für „Rohr, Schilfrohr“ die beiden Formen „reih“ und „rēt“, aber nicht „reie“². — Für „Schlange“ ist in dem genannten Handwörterbuch nur „slang“ aber nicht „slant“ verzeichnet.

Wir ist nun nicht bekannt, wo der Name „Schlantreye“ zuerst urkundlich gebraucht ist; ich kenne daher auch die älteste Schreibung dieses Namens nicht. Ich möchte aber annehmen, daß er schon seit langer Zeit mündlich vielleicht als „Slangreit“ oder ähnlich gebraucht worden ist, und daß bei einer Niederschrift nach nicht genauer Auffassung oder nachlässiger Aussprache des gehörten Wortes die jetzige Form entstanden ist.

Die Ableitung des Namens aus „Schlange“ und „Ried“ scheint annehmbar zu sein. Wenn man bedenkt, daß das nahe dem Isebeck belegene Gelände der Schlantreye ursprünglich niedriger lag, und gewiß sumpfig und moorig und mit Schilfrohr bestanden gewesen ist, also ein Gelände, wo allerlei Sumpftier, u. a. auch Nattern (volkstümlich als Schlangen bezeichnet), sehr wohl sich aufhalten konnten, so erscheint die Deutung als „Schlangenried“ nicht unwahrscheinlich, um so weniger, als eine andere, ebenfalls dem Isebeck nahe gelegene Straße „Falkenried“ heißt. Denn bei dem ehemaligen Tierreichtum des Rieds können auch sehr wohl Falken und kleinere Raubvögel auf hier befindlich gewesenen Bäumen gehorft haben. — Ich gebe diese Erklärung indes ausdrücklich mit dem Vorbehalt des Irrtums und werde sie gern zurückziehen, wenn einer der Leser dieses Blattes eine andere, besser begründete Deutung zu geben weiß. C. Rud. Schnitger.

Stedelhörn. Die verschiedentlichen Versuche, das Wort Stedelhörn zu erklären, veranlassen mich, auf das in Mittelholstein noch vielfach gebrauchte Wort Stedel oder Stachel hinzuweisen. Unter Stedel versteht man auf dem flachen Lande einen nur für Personen berechneten Durchgang oder eine Lücke zu irgend einer Koppel. Man durchbricht den Rind und baut an der Durchbruchstelle ein Stedel oder Stedel, indem man aus Latten und Pfählen ein etwa schulterhohes Gerüst herstellt und an jeder Seite mit einem Fußbrett versteht, das es den Personen ermöglicht, bequem von oder zu dem Acker usw. zu gelangen. Zuweilen dient als Stedel auch ein großer hochkant gestellter flacher Stein. Auf jeden Fall ist das Stedel so gesichert, daß das Vieh nicht durchbrechen oder darüber springen kann. — Vielleicht läßt sich aus diesem Wort Stedel oder Stedel eine Erklärung für Stedelhörn herleiten. Heinrich Lienau.

Zu der vorstehenden Mitteilung des Herrn Lienau möchte ich bemerken, daß das Bestimmungswort von „Stedelhörn“ nicht die von ihm genannte Bedeutung „Tor“ oder „Übergang zu einer Koppel“ haben kann. Für ein solches Tor ist

¹ In Dubens Orthogr. Wörterb. d. deutsch. Sprache, Seite 287, findet sich nur diese Form „Ried“ (mit dem Ausruf d). ² Zum Überfluß sei noch bemerkt, daß das Wort reie hier nicht die Bedeutung „Reihe“ hat; das mittelniederdeutsche Wort dafür ist rege, im jetzigen Plattdeutsch: Reeg.

das ursprüngliche Wort *stegel*, eigentlich *stegele*, das schon ein alter Ausdruck ist und nach dem Mittelniederdeutschen Handwörterbuch von Dr. Lübben und Dr. Walther, Seite 376, sowohl einentritt zum Übersteigen über einen Zaun, als auch einen Stufengang, besonders vor Kirchen, bezeichnet. Eine Nebenform *steckel* oder *stechel* hat das genannte Wörterbuch nicht; diese kann also höchstens hier und da nur mundartlich und dann auch nur mündlich gebraucht worden sein. — Es ist auch nicht denkbar, daß eine so geringfügige Sache Anlaß zu einer Straßenbenennung geworden sein sollte. In Hamburg hatten zwar in älterer Zeit die Kirchen ihren „Stegel“, d. h. Aufgang zum ummauerten Kirchhof, ohne daß dieser Aufgang einen besonderen Namen trug. Nur der „Domstegel“ hat sich als eine Ausnahme bis in die neuere Zeit, aber auch nur in mündlichen Gebrauch erhalten, und zwar für eine Treppe, die vom Schoppenstehl zum Domkirchhof aufwärts, nach Abbruch der Domkirche und Erbauung der Domstraße zu dieser führte. Aber mit Begräumung des Hauses, unter dem diese Treppe sich befand, ist auch der Name „Domstegel“ verschwunden. E. Rud. Schnitger.



Drei Geburtstagsfeiern. Seit der Herausgabe des letzten Heftes haben die darin angekündigten Geburtsjubiläen stattgefunden. Die Jubilare selbst haben sie im besten Wohlfinden durchlebt; unserm Stuhlmann aber wurde die Festesfreude leider durch eine ernste Erkrankung seiner Gattin gestört. Der Tag hat dem Jubilar aber gezeigt, daß seine Freunde in Freude und Leid zu ihm stehen. Unter den zahlreichen Gratulanten befanden sich die Herren Senator Refardt, Senatsyndikus Dr. Vuehl, der Allgemeine Plattdeutsche Verband, zahlreiche Mitglieder des Quickborn usw. Von der hamburgischen Gewerbeschulverwaltung waren deren Mitglieder Otto Timcke und Stuhlmanns Amtsnachfolger, Schulrat Professor Dr. Thomae, erschienen, ferner der ständige Vertreter des Gewerbeschuldirektors, Professor Borwerk, und der Direktor der Kunstgewerbeschule Professor Rich. Meyer, der als Angebinde der von ihm geleiteten Anstalt einen leeren Quartband in Schweinsleder überbrachte, dessen Deckel von Schülern der Anstalt in schwieriger Handstempeltechnik künstlerisch geschmückt ist. Das Buch ist bestimmt zur Eintragung neuer Dichtungen. Einige Tage vor dem Geburtstage war im „Niedersachsen“ ein Aufsatz von Dr. Ruhlmann erschienen. Dem Aufsatz war ein Bild des Jubilars beigelegt, das unsere Leser von unserm früheren Stuhlmann-Heft kennen. Auch das „Hamburger Fremdenblatt“ brachte ein Porträt.

Johs. E. Rabes 75. Geburtstag, der einen Tag nach Stuhlmanns, am 4. August stattfand, brachte ebenfalls eine Flut von Glückwünschen und Aufmerksamkeiten, von denen ein Krug und ein Wandteller mit plattdeutschen Inschriften besonders erwähnt werden sollen. (Man braucht sich heute also auch in Norddeutschland nicht mehr mit den bekannten thüringischen Scherzinschriften zu begnügen!) Unser Rabe-Heft hat dem Geburtstagskinde viel Freude gemacht. In den Telegrammen und Briefen spiegelte sich mehrfach die Freude der Leser an Rabes Werken wieder. Kasper Putschellen hatte (mit Reimhülfe eines bekannten Romanschriftstellers) dieses Telegramm geschickt: — Gratulleer di ok op düßen Dag! — Veel Freud heft hatt un ok veel Plag; — So fifunföbentig is en Fied, — Mien gode Mann, teen kummt so wiet! — Is dien Haar ok witt, dien Og is hell! — Wi, Hannes, bliest jung! — Dien Putschellen.“ Der Verein „Jungs holt fast“ (Altona) drahete: „Nawerslüd“ plegt gern to gröten, — Wenn wat los is in de Raat, — An so wöllt wi nich vergeten, — Dat Se hiit en Tall hebbt fat — De as Jubelohrgang gellt, — Wenn de Minisch sien Johren tellt! — Fifunföbentig! Glück un Glorie — För den goden Plattdütschmann, — De ut Hamburgs Volkshistorie — Uns soveel vertellen kann! — Putscheller — Spieterlüd! — All rut mit de Fahnen biit! — Anj Börstand weet Quickborn-Arbeit und Quickborn-Lüd to estemeern,

un dortin nehmen S' bitte of von uns' Vereenigung hartlichen Glückwunscho zu düffen Dag. Wi gröt Se fründlich, as sich dat för Naverstlid schicken deit." Ein Hamburger Zelegramm kennzeichnete den Jubilar sehr gut mit den Fontaneschen Worten: „Der ist in tieffter Seele treu, wer die Heimat liebt wie Du.“ Unter den glückwünschenden Vereinen befand sich auch der Schleswig-Holsteinische Heimatverein (zur Pflege der Natur- und Landeskunde).

Professor Wissers 70. Geburtstag veranlaßte natürlich wiederum alle guten Niederdeutschen zu fröhlichem Gedenken. Den Glückwunsch unseres Quickborn brachte dem Quickborn-Mitgliede Wissler ein anderes oldenburgisches Mitglied, der Schriftsteller Georg Rüseler, der in den dem Jubilar überreichten Band der Quickbornausgabe des Inselverlages die Widmung geschrieben hatte: „To Willem Wissler möt ick, — Klaus Groth sin „Quickborn“ beet ick, — Von Dine n Quickborn weet ick, — Von den Hamborger „Quickborn“ gröt ick.“ Der Verlag Diederichs hatte von der ersten Hälfte des demnächst erscheinenden großen Märchenbuches für Erwachsene 10 Abzüge herstellen lassen, die Wissler seinen Verehrern verehrte. Der Heimatverein ernannte Wissler zu seinem Ehrenmitgliede. Wissers Bild brachte das „Hamburger Fremdenblatt“, Festausgabe u. a. die Zeitschrift „Niedersachsen“ und die „Nachrichten für Stadt und Land“ in Oldenburg i. Gr.

Heinrich Traulsen, der Flensburger Dichter und Arbeiter, vollendete am 30. August sein 70. Lebensjahr. Er wurde besonders bekannt, als bei dem 1904 von der „Woche“ veranstalteten Märchen-Preiswettbewerb seinem plattdeutschen Märchen „Erika“ der erste Preis im Betrage von 3000 Mark zufiel. Prof. Dr. Wissler hatte die Arbeit ohne Wissen des Verfassers zu dem Wettbewerb eingeschickt. (Im Ganzen standen damals 4025 Einsendungen zur Wahl!) Im Jahre 1900 hatte Traulsen bereits ein Bändchen plattdeutscher Gedichte unter dem Titel „Sluder un Snack“ veröffentlicht, später auch plattdeutsche Märchen und Erzählungen, deren eine Eduard Zürgensen unter dem Titel „Leute vom Watt“ ins Hochdeutsche übertragen hatte. — Traulsen wurde in dem Dorf Dollrottholz in Angeln als Sohn eines Landmanns geboren. Er hat später die elterliche Wirtschaft geleitet, ist Rätner und Krüger, auch Ziegler gewesen, dann 1881 nach Flensburg gezogen, wo er im Hafen als Schaueremann und als Aufseher tätig war. Seit einigen Jahren ist er Verwalter einer Anzahl von Häusern einer Baugenossenschaft. Nebenbei ist er auch noch immer schriftstellerisch tätig, soweit die ihn fast ständig plagenden Kopfschmerzen es zulassen.

Johann Segebarth begeht im Oktober seinen 80. Geburtstag. Er wurde geboren am 16. Oktober 1833 in Wieck auf Darß und lebt jetzt als Kapitän a. D. in Prerow auf Darß. Er gab heraus die plattdeutschen Erzählungen „De Darßen Smuggler“ (1884), „Ut de Demokratentid“ (1885), „De erste Seemannsreiß“ und „Up Frigensfaut“ (1886), „Dat Strafgericht“ (1888) und den Gedichtband „Snaten un Snurren“ (1887). Außerdem sind auch hochdeutsche Bücher Segebarths erschienen.

Ein bisher ungebrucker Brief John Brindmans. Wer die Armut und außerordentliche Dürftigkeit der äußeren Umstände kennt, von denen John Brindmans Leben umlagert gewesen ist, wird mit Interesse Kenntnis nehmen von dem folgenden Brief, der die unbefangene Zukunftsfreudigkeit offenbart, mit der er, ein zweiunddreißigjähriger Mann, im Jahre 1846 die Leitung einer Privatschule in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Goldberg übernahm, in dem sein Schwiegervater Arzt war. Er ahnte nicht, wie bald ihm der Aufenthalt dort durch allerlei Mißgunst und Kleinlichkeit verleidet werden sollte. Gerichtet ist der Brief an den Administrator Riefow auf dem Gute Rey bei Neukalen. Mit ihm hatte Brindman während seiner dortigen Hauslehrerzeit bei dem Kammerherrn von Schack Freundschaft geschlossen. (Er gedenkt des offenbar trefflichen Mannes im 22. Kapitel seiner Erzählung „Uns' Herrgott up Reisen“.) Das zum Schluß genannte Snachen ist die Tochter des Kammerherrn.

Zwischen dem Aufenthalt auf Rey und der Übersiedelung nach Goldberg lag noch eine Hauslehrerzeit bei dem Klosterhauptmann Baron Le Fort auf Dobbartin, wo er seine Braut kennen gelernt hatte.

Der Brief lautet:

Mein lieber alter Freund!

Als ich vor einigen Wochen das Vergnügen hatte, Sie in Rostock zu sehen und mit Ihnen einige vergnügte Stunden zu erleben, theilte ich Ihnen mit, daß ich Dobbertin verlassen und mich in Goldberg habilitiren werde. Dies ist seitdem geschehen; ich habe die Leitung der hiesigen sogenannten Honoratiorenschule übernommen, und meine Stellung ist nicht allein den Umständen gemäß garantirt, sondern in Rücksicht auf die damit verbundene Einnahme so einträglich, daß ich mich ehestens zu verheirathen gedente. Meine Hochzeit ist auf den dritten April, also auf Freitag vor Palmarum angefest.

Da ich nun weiß, welch herzliches Interesse Sie an allen meinen Erlebnissen nehmen, so wollte ich nicht nur nicht verfehlen, Sie, wie es unter guten Freunden üblich ist, schriftlich vorher von meiner Absicht in Kenntniß zu setzen, sondern auch Sie freundlichst einladen, mich als Hochzeitsgast mit Ihrem persönlichen Besuche zu erfreuen. Ich habe ein so geräumiges Logis, daß Sie nicht die geringste Bequemlichkeit vermissen sollen. Für wirklich gute Cigarren werde ich sorgen. Mein Schwiegervater, der sich besonders freut, Sie kennen lernen zu sollen, weil er auch anno 13 und 15 in Frankreich gewesen, hält sich einen sehr guten Rothwein, und am Hochzeitstage soll auch ein Glas guten Cliquots nicht fehlen. Kommen Sie also auf jeden Fall und glauben Sie, daß es mir eine sehr große Freude gewähren wird, Sie bei mir zu sehen. Grüßen Sie auch alle Reyer, hoch und gering, freundlichst von mir und fragen Sie Inachen, wie es nun mit ihren geographischen Kenntnissen stünde.

Wie immer

Ihr Freund

Goldberg, den 20sten März 1846.

John Brinckman

Der mir freundlichst zur Verfügung gestellte Brief befindet sich im Besitze des Herrn Rechtsanwalt Riesow zu Rostock.

Dr. Rrickeberg

Der 100. Geburtstag John Brinckmans kann, wie wir in Beantwortung mehrfacher Anfragen feststellen möchten, im Jahre 1914 (nicht 1917) gefeiert werden. Die Jahreszahl 1817 als Geburtsjahr des Dichters ist m. W. zuerst in Regenhardts Anthologie „Die deutschen Mundarten“ angegeben worden und von da aus in andere Sammlungen übergegangen. Aus einer davon scheint auch Herr Rudolf Eckart seine Kenntniß geschöpft zu haben, der in seinem „Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur“ ebenfalls 1817 als Geburtsjahr angibt.

Nachdem ein Sohn des Dichters, Kommerzienrat Max Brinckman in Harburg, schon vor einigen Jahren ein Brinckman-Denkmal für Güstrow gestiftet hat, soll nun mit seiner und seiner Brüder (von denen zwei als Mitinhaber kaufmännischer Geschäfte in Hamburg leben) Hilfe im Jahre 1914 auch in Rostock ein Brinckman-Brunnen enthüllt werden, über den Näheres an anderer Stelle steht.

Auch der Hamburger Quickborn hat den Wunsch, das Andenken des 100jährigen Dichters zu ehren, wenn möglich durch einen Vortragsabend, ein Brinckman-Buch (als Quickbornbuch) und ein neues Brinckman-Best der „Mitteilungen“. Solche Veranstaltungen scheinen besonders notwendig zu sein, weil Brinckman im großen Publikum doch immer noch so unbekannt ist, daß ein von unserer Vereinigung im Jahre 1907 veranstalteter Brinckman-Abend trotz der Mitwirkung sehr bekannter Herren so unzureichend besucht war, daß er der Kasse einen Zuschuß von mehreren hundert Mark kostete, nebenbei bemerkt ein für unsern damals noch kleinen Verein recht schwer zu tragender Verlust. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wird dem Quickborn die Ausföhrung aller seiner Pläne mit Bezug auf Brinckmans 100. Geburtstag kaum möglich sein, jedoch wird er sein Bestes tun, auf seine Art auch diesem großen Poeten ein Denkmal zu setzen.

Von unserm früheren Brinckman-Best können noch einzelne Exemplare zu 1 Mark abgegeben werden. Es enthält u. a. eine feinsinnige Brinckman-Studie des zu früh verstorbenen Prof. Ernst Brandes und einen bis dahin nicht veröffentlichten Vortrag Brinckmans „über plattdeutsche Sprache“. Bestellungen wolle man an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25, richten.

P. W.

Dichter-Denkmal. Der plattdeutsche Verein für Rostock und Umgegend verfolgte seit längerer Zeit die Absicht, im Brindman-Jahr 1914 in Rostock ein Reuter-Denkmal zu entfallen. Er hat zu diesem Zweck mit Hilfe anderer eine Sammlung veranstaltet und ein Preisausschreiben veranlaßt. Zu dem Wettbewerb sind 68 Entwürfe eingeschickt worden, von denen ein Preisrichter-Kollegium, dem u. a. Professor Wandtschneider, der Schöpfer des Stavenhagener Reuter-Denkmal's angehörte, den Entwurf des in Nürnberg ansässigen Bildhauers Ewald Holz, eines geborenen Schweriners, mit dem ersten Preis von 1000 Mark krönte. Dieser Entwurf wurde für 25000 Mark zur Ausführung angekauft. Er zeigt auf einem Sockel „Hanne Rüte auf der Raft“, an dem Sockel ein Reliefbild Reuters. Unten im Vordergrund befindet sich eine Brunnenmuschel, seitwärts sind steinerne Bänke vorgegeben. Die weiteren 3 Preise von je 500 Mark. entfielen auf die Entwürfe von Stephan Walter, Wilhelm Krufe und Heinrich Falderhoff. Gegen den „Hanne Rüte“ von Holz wurde bald darauf der Vorwurf erhoben, er sei eine in die Plastik übertragene Nachbildung der Zeichnung eines Hirtenknaben von Ludwig Richter. Holz gab das zu, und die Jury erklärte, zu einem Umstoß ihres Beschlusses keine Ursache zu haben. Nun befand sich unter den nicht prämierten Entwürfen zu dem Reuter-Brunnen ein Entwurf von Paul Wallot in Berlin. Die Kuppel des von Wallot entworfenen Brunnens trug ein Relief-Porträt Reuters und am Schaft acht Mosaiken mit Gruppen aus Reuters Werken. Jetzt will ein neuer Ausschuß dieses Reuter-Denkmal als Brindman-Denkmal in Rostock aufstellen lassen, das Reuter-Relief soll durch ein Brindman-Relief, die Reuter-Mosaiken durch Brindman-Mosaiken ersetzt werden. Diese Denkmalsangelegenheiten sind begreiflicherweise in der Presse lebhaft besprochen worden. — Uns drängen diese und andere Vorfälle bei der Errichtung von Dichter-Denkmalern die Frage auf, ob es nicht richtiger wäre, statt der Denkmäler in den einzelnen Städten den Dichtern Denkmäler zu setzen in den Herzen ihrer Landsleute durch lebhafteste Hinweise auf ihre Werke und durch deren Verbreitung! Solche Denkmäler würden wirklich und ausschließlich den Dichtern dienen, die bei manchen modernen Denkmalsgründungen etwas gar zu sehr in den Hintergrund treten, so daß man manchmal nicht mehr recht weiß, ob die Denkmäler eigentlich den Dichtern gelten sollen oder andern.

Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß vor einiger Zeit versucht worden ist, durch Pressenotizen den Hamburger Quickborn für den Plan eines Reuter-Denkmal's im zukünftigen hamburgischen Stadtpark festzulegen. Es geschah das, bevor der Verwaltungsrat des Quickborn sich überhaupt mit dem Plane beschäftigen konnte. Inzwischen hat der Verwaltungsrat aus mehreren Gründen ein Eintreten für jenen Plan abgelehnt. P. W.

Klaus-Groth-Museum in Heide. Nachdem das mit Abbruch bedrohte Geburtshaus Klaus Groths zu Heide von der Provinz Schleswig-Holstein, vom Kreise Norderdithmarschen und von der Stadt Heide angekauft und seine Erhaltung als Gedächtnisstätte für den großen niederdeutschen Dichter beschlossen worden ist, richtet das Kuratorium des Klaus-Groth-Hauses an alle, die im Besitz von Klaus-Groth-Erinnerungen sind, die Aufforderung, die Einrichtung eines Museums in dem möglichst in seinem ursprünglichen Charakter wiederherzuzustellenden Hause durch Schenkungen zu unterstützen. Besonders erwünscht sind: Briefe und sonstige Handschriften Klaus Groths, Erstausgaben seiner Werke, Büsten und Bilder von ihm selbst, Bilder seiner Freunde und Bekannten und der Stätten, an denen er gewohnt hat. Auch Möbel und sonstige Hausgeräte, sowohl solche, die einst der Familie Groth gehört haben, wie auch solche, die ihrem Zeitcharakter nach (1819—1847) in das Geburtshaus des Dichters passen, werden mit großem Dank entgegengenommen. Alle Sendungen möge man an Bürgermeister Dr. Haase in Heide richten. Im besonderen die engeren Landsleute des Dichters werden gebeten, die Begründung des Museums unterstützen zu wollen. Das Kuratorium meint mit Recht: „Was das kleine Wesselburen für Hebbel fertig gebracht, kann ohne Zweifel das weit größere Heide auch für Klaus Groth leisten.“

Im Anschluß hieran sei mitgeteilt, daß es dem Schornsteinfegermeister Herwig in Wesselburen, der sich um das Hebbel-Museum sehr verdient gemacht hat,

gelingen ist, in Berlin eine Anzahl Manuskripte von Klaus Groth zu erwerben.

Klaus Groth als Seminarist. Anlässlich des 125jährigen Jubiläums des Seminars zu Tondern wird daran erinnert, daß vor 75 Jahren Klaus Groth als Seminarist in Tondern sein erstes Semester absolvierte. Handschriftliche Aufzeichnungen von dem werdenden Dichter sind aus dieser Zeit aufbewahrt in dem „Seminaristen-Fremdenbuch von der Petersburg“. Die „Petersburg“ war eine Gastwirtschaft südlich von Lest, belegen an dem althistorischen Ochsenweg. Viele Seminargenerationen haben hier auf ihrer Wanderung Raft gemacht. Die Eintragungen in das von Seminaristen gestiftete Fremdenbuch umfassen den Zeitraum von 1834 bis 1878. Auch Klaus Groth ist bei dem beliebten Wirt Peter Mathiesen eingelehrt. Folgende Eintragungen geben davon Zeugnis: „C. J. Groth aus Heide in Dithmarschen, vor einigen Stunden ins Seminar aufgenommen. 6. April 1838.“ — Auf der Rückreise von Dithmarschen nach Tondern schreibt er unter dem 27. April 1838:

„Da bin ich lehtens nach Tondern gekommen,
 O je! O je! O je!
 Da haben sie mich angenommen,
 Hurra! Hurra! O je!
 Nun soll ich Samariter werden — — —
 Das ist ein böses Leben auf Erden,
 Wenn man keine Reime finden
 Kann, o je! o je! o je!“

Auf der Reise in die Weihnachtsferien schreibt er unter dem 23. Dezember:

„Ein freies Leben führen wir,
 In Wind und Wetter reisen wir,
 Bei Peter haben wir Nachtquartier.“

Was jedoch ein mitreisender Seminarcollege kommentiert: „Du lügst, wir reifen gleich weiter.“ — Das kulturhistorische interessante Buch soll nach einer Mitteilung des Schulblattes der Provinz Schleswig-Holstein für das Schulmuseum erworben werden.

Zur niederdeutschen Rechtschreibung. In der gemeinschaftlichen Sitzung des 12. Niedersachsentages und der 38. Hauptversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Celle von Dienstag, den 7. Oktober wurde durch vorhergegangene Vorträge die Zeit für eine Besprechung über Einführung einer vereinfachten und einheitlichen Rechtschreibung des Plattdeutschen, wesentlich in Anlehnung an das Hochdeutsche, stark beschränkt. Der Vorsitzende, Geheimrat Schröder (Göttingen), mußte den Antragsteller, Prof. Bremer (Halle), durch Vorweisung seiner Uhr wiederholt erinnern, sich tunlichst kurz zu fassen und als einer der folgenden Redner gleichfalls die Rednertribüne erklimmen wollte, wurde er gebeten, hiervon abzusehen, da erfahrungsgemäß die gebotene Kürze der Auslassungen dort nicht zu erreichen sei. Nur Herr Robert Garbe (Hamburg) versuchte es, mit seinen Ausführungen gegen Prof. Bremers Leitsätze ziemlich weit auszubohlen. So weit man ihm folgen konnte, ging er von dem Gedanken aus, daß sämtliche germanischen Sprachen eines Tages in näherer oder fernerer Zukunft zu einer einzigen sich würden verschmelzen lassen, woraus dann zu folgern wäre, der nähere Anschluß der Schreibart der niederdeutschen Mundart ans Hochdeutsche würde einem solchen Endziel im höchsten Grade nachteilig sein. Auf das Vorhalten des Versammlungsleiters, daß solcher Gesichtspunkt die Erörterungen zu weit ausdehnen würde, fand sich Herr Garbe bereit, auf das Wort zu verzichten. Sämtliche übrigen Redner, von denen wir die Herren Pastor Bode, Prof. Rück, Chr. Flenes, Dr. B. Frhr. v. Münchhausen, Prof. Soburey nennen, faßten sich von vorn herein kurz und erklärten sich bis auf Einzelheiten, die schriftlich erörtert werden sollen, mit Prof. Bremers Vorschlägen einverstanden. Prof. Seedorf (Bremen) brachte folgende Entschlieung ein: „Die zum zwölften Niedersachsentag versammelten Mitglieder des Heimatsbundes Niedersachsen und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung erklären die Regelung der plattdeutschen Orthographie für eine

wünschenswerte, ja notwendige Aufgabe. Sie halten die von Prof. Bremer vorgelegten Leitfäden für eine geeignete Grundlage der angestrebten Regelung. Sie wünschen diese Leitfäden zu einem kleinen Handbüchlein mit Wörterbuch ausgebaut zu sehen und würden sich freuen, wenn der Verein für niederdeutsche Sprachforschung das Unternehmen unter seine Autorität stellt.“ Diese Entscheidung wurde dann durch Probe und Gegenprobe genehmigt, anscheinend gegen nur eine Stimme.

Erwähnt mag noch werden, daß sowohl Herr Geheimrat Schröder wie Herr Professor Bremer ausdrücklich betonten, von ihrem wissenschaftlichen Standpunkt aus sei ihr Herz selbstverständlich durchaus nicht bei der Sache; nur praktische Erwägungen dürften aber maßgebend sein, wenn der Zweck erreicht werden solle, der auch ihnen dringend erwünscht scheinete, die Erzeugnisse der niederdeutschen Literatur in weiteste Kreise zu tragen.

Zur Aussprache des Hochdeutschen in Hamburg. Die niederdeutsche Aussprache des *sp* und *st* ist aus der Sprache der Bühne bekanntlich verbannt; doch war sie es nicht immer, sondern herrschte früher auf ihr, und das ist sehr erklärlich, denn die Gründer des deutschen Schauspiels im 18. Jahrhundert, Eckhoff, Schröder und Iffland, waren Norddeutsche, und wer aus andern deutschen Stämmen damals zur Bühne ging, mußte sich seinen heimischen Dialekt abgewöhnen, wie noch jetzt der schwäbische Kunstjünger sein *isch* und *Kunscht*. Zu uns in Hamburg kam die, wie es heißt, jetzt bei sechsiebentel aller Deutschen herrschende breitere Aussprache zuerst durch die ober-, sogenannten hochdeutschen Juden, im Gegensatz zu den wohlhabenden plattdeutsch redenden portugiesischen. Mein 1804 geborener Vater hatte in seiner Jugend viel Umgang mit Schriftstellern, Schauspielern und Sängern und deklamierte beim Zeichnen und Lithographieren oft Stellen aus Dichtern, wie er sie von diesen gehört, aber stets mit der niederdeutschen Aussprache jener Zischlaute und hatte die anderen bis dahin meist nur von Juden gehört. Die Kinder einer mir befreundeten Familie verweilten in den vierziger Jahren eine Zeitlang bei Bekannten in Berlin und wurden nach ihrer Rückkehr von den Schulfameradinnen mit dem Ruf empfangen: „Wie spricht ihr jüdisch!“ — Daß unsere Aussprache bis in die dreißiger Jahre für die richtige galt, geht auch daraus hervor, daß Schleiermacher († 1834), von einem Freunde darauf aufmerksam gemacht, er spreche *sp* und *st* nicht so aus, wie es geschrieben stehe (allerdings ein unhaltbarer Grund), antwortete: „Vom nächsten Sonntag an werde ich es wie geschrieben sprechen“ und sein Wort hielt. — Am Hamburger Stadttheater scheint die jetzige Bühnensprache gegen Ende der dreißiger Jahre durch neue Mitglieder eingeführt zu sein. Jedenfalls ist es doch nicht richtig, wenn Lehrer unsere Kinder zwingen wollen, sich die ihnen ungewohnte Aussprache anzueignen; es klingt bei ihnen doch unnatürlich und im Familiengespräch recht störend.

R. Meisner

Plattdeutsch in Zeitschriften. Die im 8. Jahrgang erscheinende „*Hamburger Woche*“ wird vom 1. Januar 1914 an von Alexander Zinn redigiert werden, der sich in seinen redaktionellen Stellungen an der „*Neuen Hamburger Zeitung*“ und am „*General-Anzeiger für Hamburg-Altona*“ als Förderer niederdeutscher Talente (es sei hier nur an Stavenhagen erinnert) außerordentlich verdient gemacht hat. Die „*Hamburger Woche*“ soll unter der neuen Leitung sich mehr als bisher in den Dienst der Heimat stellen, besonders soll auch das *Plattdeutsche* mehr gepflegt werden, das in den letzten Jahrgängen nur eine „*Vertretung*“ fand in Hannes Himmelblaus „*Hamburger Aktiel*“, einer jener bekannten Wochenplaudereien, in denen ja leider so manches Blatt sein Interesse für das *Plattdeutsche* erschöpft. Herrn Zinn tritt für die Redaktion des *plattdeutschen Teils* (mit Ausnahme des „*Aktiel*“) Paul Wriede zur Seite. Als Mitarbeiter sind u. a. Hermann Claudius, Gorch Fock, Fris Lau, Johs. E. Rabe und C. Rud. Schnitger gewonnen worden.

Niederdeutschland singt! Es ist angeregt worden, die im 5. Jahrgang S. 98 begonnene *Abersicht* über die Vertretung des *plattdeutschen Liedes* in Liederbüchern fortzusetzen. Nachdem inzwischen im 6. Jahrgang mehrfach Liederbücher in der Abteilung „*Bücherbesprechungen*“ angezeigt worden sind, kann das ja auch in Zukunft geschehen. Auch heute finden unsere Leser dort eine

kurze Übersicht über mehrere Liederbücher, die dem plattdeutschen Liede Aufnahme gewährt haben. Als ich jene Besprechung geschrieben hatte, fiel mir noch die 160. Auflage des bekannten „Liederbuches für deutsche Turner“ (Braunschweig, Westermann) in die Hände, dessen von der neuen kaum abweichende 97. Auflage ich seit meinen Turnjahren schätzte, gerade deshalb schon, weil es eine große Anzahl guter Volkslieder brachte. Kommende Auflagen müßten aber doch noch manches Volkslied aufnehmen, das sich neuerdings wieder Bürgerrecht bei der sangesfreudigen Jugend erworben haben. Daß dann auch das eine oder das andere plattdeutsche Lied in das Turnerkliederbuch aufgenommen werden muß, ist bei dem heutigen Stande der plattdeutschen Bewegung selbstverständlich.

Plattdeutsch und Reichspost. Wir berichteten im 6. Jahrgang, Seite 165, über einen wenig erfreulichen Vorfall, der sich auf einem Postamte, angeblich in Kiel abgewickelt hatte. Hierzu schickt uns Herr Dr. Rudolf Stammert-johann in Rendsburg folgende Berichtigung und Ergänzung: „In der letzten Nummer der M. a. d. N. bringen Sie auch einen Artikel ‚Plattdeutsch und Reichspost‘. Das dort Berichtete entspricht nicht ganz den Tatsachen, allerdings nur insofern nicht, als das dort Angegebene nicht in Kiel, sondern in Rendsburg passiert ist. Ich selbst war Zeuge dieses Vorfalles und habe, um eventuell derartiges für die Zukunft vorzubeugen, ein ‚Eingesandt‘ mit der Wiedergabe des Vorgangs an das Rendsburger Tageblatt gerichtet. Aus dieser Zeitung hat dann wohl die Kieler Zeitung die Notiz übernommen. Daß der Vorgang selbst sich genau so abgespielt hat, kann ich bezeugen.“

Zugleich können wir über einen ähnlichen Vorfall berichten, über den ein bekannter Schriftsteller an Herrn Johs. E. Rabe schrieb: „Das Telegramm sollte ursprünglich doppelt so lang werden und noch mehr hamburgisches Gepräge haben; da aber der Schalterbeamte mit dem Platt nichts anzufangen wußte, kürzte ich.“ Diese plattdeutsche Glückwunschsdepesche aber war aufgegeben worden in — Brunshaupten in Mecklenburg. — Nicht laut genug kann die Forderung erhoben werden, daß auch die Reichspost tun möge, was andere Behörden nie außer acht gelassen haben: wenigstens mit dem Außendienst nur solche Beamte zu beauftragen, die die Heimatsprache des Landes oder Landesteils beherrschen, in dem sie ihren Dienst versehen.

Friedrich Ludwig Jahn über Muttersprache und Mundarten. „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen: es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen ... Ohne Mundarten wird der Sprachenleib zum Sprachenleichen.“

Der Wert der Mundart. In den „Süddeutschen Monatsheften“ äußert sich Josef Hofmüller in seiner Besprechung von Erzählungen des Schweizer Dichters Jakob Vossart über den Wert der Mundart für den Schriftsteller. Was Hofmüller da über das Schwyzer Ditsch sagt, trifft natürlich nicht in geringerem Maße auch auf die norddeutschen Mundarten zu: „Ich konnte mich eines stillen Reides nicht enthalten,“ bekennt ein so reicher Sprachkünstler wie Paul Heyse, „auf diejenigen, die nicht in der Hauptstadt, sondern auf dem Lande aufgewachsen, irgendeine Mundart von der Kinderfrau gelernt hatten, und im gemütlichen Verkehr sich auch als Erwachsene ihrer bedienten. Sie waren dadurch besser daran als ich, da sie gleichsam neben ihrem Straßenanzug einen bequemen Hausrock besaßen, während ich schon vom frühen Morgen an auch in den intimsten oder traulichsten Situationen vollständig angezogen war.“ Daß die Sprache mancher unserer neueren Erzähler so ganz ohne Blut und Farbe, ohne Saft und Kraft ist, kommt davon her, daß diese im üblichen Hochdeutsch aufgewachsen sind und nie daran gedacht haben, sich in den beiden Jungbrunnen alles Sprachlichen zu stärken, im Altertümlichen und in der Mundart, die ja nichts als ein noch lebendes Alter-

tümliches ist ... Das trauliche Schweizer Deutsch mit seiner herrlichen Fülle uralter Wörter, Bilder, Gleichnisse, Sprichwörter, mit seiner unabgeschliffenen Rauheit, seinem gelenkigen, durch keinen Regelzwang künstlich verkrüppelten Saubau, ist wie ein klarer, kalter Quell, aus dem die Schriftsprache an jedem Arbeitsmorgen jung, stark und schön herauspringt, mit geröteter Haut, festen Sehnen und hellen Augen ... Wenn sich die Luft in den Werten der Schweizer so viel frischer atmet, als unsere staubige Stuben-, Schul- und Bücherzimmerluft, so verdanken sie es ihrer ehrwürdigen Mundart.

Kommt das Plattdeutsche wieder? Diese Frage wurde kürzlich im „Vorwärts“ in einer Zuschrift aus Hamburg folgendermaßen beantwortet: Im selben Augenblick, in dem wir diese Frage stellen, müssen wir sie auch schon begrenzen. Es kann sich natürlich nie um die Frage handeln, ob das Plattdeutsche wieder, wie in alten Zeiten, die herrschende Kultursprache von Norddeutschland werden soll. Wohl ist eine ehrwürdige Welt norddeutscher Anschauung und norddeutschen Gefühls zugrunde gegangen, als die Plattdeutsche Sprache als Kultursprache ins Grab sank. Aber wie sehr ein Norddeutscher, der die plattdeutsche Sprache in ihrer herrlichen Bodenständigkeit liebt, diese Vorgänge auch mit Wehmut bedenken mag: es sind Vorgänge, die längst zu einer unüberwindlichen geschichtlichen Wirklichkeit geworden sind. Es ist durch diesen kulturellen Prozeß ohne Zweifel viel Kostbares verloren gegangen, aber es sind auch große Werte gewonnen worden. Die geistige Einheit des deutschen Volkes, die durch die hochdeutsche Kultursprache gewonnen worden ist, ist zugleich eine Garantie der nationalen Einheit und damit auch der nationalen Freiheit. Es kann sich also nur darum handeln, ob in Norddeutschland die Verehrung der plattdeutschen Sprache wieder im Wachsen begriffen ist, nachdem sie allzulange einer schmähligen Gleichgültigkeit gewichen war, und ob das Plattdeutsche, gleichsam unter den Fittichen der unverlierbaren hochdeutschen Sprache, sich in Norddeutschland eine lokale Geltung als Kultursprache wieder zurückerobern kann. Wenn es der Fall sein könnte, würden wir sehr bereichert werden und mancher Wert würde aufblühen, der nur aus dem alten Mutterboden der plattdeutschen Sprache erwachsen kann. Es kann unseres Erachtens der Fall sein. Und es wird auch der Fall sein.

Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, zwanzig Jahre von dem norddeutschen Zentrum Hamburg weg war, um dann wiederzukehren, sieht mit freudigem Erstaunen und selbst nicht ohne Ergriffenheit, daß die plattdeutsche Sprache wieder im Steigen begriffen ist. Es gibt im heutigen Hamburg ernstzunehmende plattdeutsche literarische Gesellschaften; es gibt eine Generation von unzweifelhaft begabten plattdeutschen Dichtern, Rezitatoren, Sängern; die Zeitungen bringen ernste plattdeutsche Erzählungen (nicht nur wie früher banal-fomische Schnurren); ja sogar Rezensionen der plattdeutschen Kunstabende werden in plattdeutscher Sprache geschrieben. — Es handelt sich zunächst immer nur noch um Vorpostengefechte; aber ein Fortschritt der plattdeutschen Sprache ist unverkennbar. Aber freilich: der entscheidende historische Faktor, der allein die plattdeutsche Sprache mit einem neuen machtvollen Leben durchbrausen könnte, steht noch aus. Erst wenn der niederdeutsche Bauer zum kulturellen Bewußtsein seiner selbst erwacht, wie es beim skandinavischen Bauern bereits geschehen ist, erst dann wird die plattdeutsche Sprache ein Heer treuer erdgebundener Anhänger besitzen.

Flurnamensammlung im bremischen Staatsgebiete. Seit kurzem ist nun auch für das Bremer Gebiet eine Flurnamensammlung in die Wege geleitet. Nachdem fast für jede Gemeinde Mitarbeiter gewonnen worden waren, der Verein für Niedersächsisches Volkstum aber die Kosten für die erforderlichen Formulare bewilligt hatte, fand am 28. Juni eine Versammlung der Herren Mitarbeiter statt, in der Herr Stadtbibliothekar Professor Dr. Seedorf über Zweck und Methode der Flurnamensammlung sprach. Herr Professor Lüthmann aus Braunschweig, der geistige Vater der Flurnamensache in Niedersachsen, war zur großen Freude aller Anwesenden erschienen und gab aus seiner langjährigen Erfahrung heraus manch wertvollen Wink. Ein großes Interesse an dieser Flurnamensammlung hat auch die Behörde für die Stadterweiterung, hofft sie doch ein gut Teil wertvoller Unterlagen für neue Straßennamen zu erhalten. Das gesamte Material wird in der Stadtbibliothek aufbewahrt werden,

damit es Interessenten zu jeder Zeit zugänglich ist. — Zugleich werden bei dieser Gelegenheit Erhebungen über die plattdeutsche Sprache angestellt werden, um so die örtlichen Verschiedenheiten wenigstens in ihren Grundzügen festzulegen. Schon in der Versammlung konnten interessante Unterschiede beobachtet werden, wie man sie für das verhältnismäßig kleine Gebiet kaum erwartet hätte.

D. Steilen, Vegesack.

Straßennamen in Einbeck in Hannover. Mit einem erfreulichen Eifer widmet man heute den Straßennamen eine größere Sorgfalt als etwa vor 20 bis 30 Jahren. Daß der Straßename mit dem Grund und Boden nach Möglichkeit zusammenhänge, ist jetzt ein allgemein anerkannter Grundsatz. Aus der guten alten Stadt Einbeck seien einige Straßennamen mitgeteilt, die gewiß in weiteren Kreisen Interesse finden werden. Aus dem schwer zu deutenden Namen Ulburg hat man wieder, wie es in alten Chroniken verzeichnet steht, die Ule Burg gemacht. Andere interessante Namen aus dem alten Einbeck sind diese: Küfenschripp, Pfändervinkel, Breitenstein, Hören, Sonnenhaken, Am Bleichanger, Wäckerwall, An der Bewer, Auf der langen Brücke, Götgen-gasse, Haspel, Kräbengraben, Im Schauptstiele, Schmiedepfan, Walkemühlenweg. Man sieht, ein reizender Bestand an wertvollem Sprachgut, wie man ihn sich bodenständiger kaum wünschen kann. Und im Villengürtel Neu-Einbecks fährt man fort, diese Eigenart zu wahren; dafür etliche Beispiele: Mägdebrink, Knickbrink, Laternweg.

Streiferien durch die Flämische Sprache. Die „Straßburger Post“ veröffentlichte vor einiger Zeit zwei Aufsätze unter diesem Titel. Dem zweiten entnehmen wir die folgenden Ausführungen, die auch im „eigentlichen“ Niederdeutschland Beachtung zu finden verdienen: „Die „Niederdeutsche Sprache“ begreift in sich das Flämische und Holländische. Nachdem durch eine Konvention, die vor fast einem halben Jahrhundert geschlossen wurde, Belgien und Holland gleiche Orthographie einführten, sind nur verschwindende Unterschiede in der Schreibweise beider Sprachen, und diese Unterschiede sind keine grundsätzlichen. Der dem Fremden hauptsächlich ins Auge fallende Unterschied in der Schreibweise war A a = A e. So schrieb der Flämänder früher z. B. Maestricht, während der Holländer Maastricht schrieb, die Aussprache war gleich. Jetzt bestehen nur noch dialektische Unterschiede, und der Blame steht das Holländische als die vornehmere Sprache an, ähnlich wie von vielen Deutschen die hannoversche Aussprache als die eleganteste angesehen wird. Tatsächlich stimmt das Flämische, das von den Schauspielern auf der Bühne gesprochen wird, mit dem Holländischen fast überein. Bewundernswert ist die innere rücksichtslose Kraft, mit der die Sprache ihren eigenen Besitz wahr, aber auch Fremdwörter aufnimmt und verarbeitet und zu echt flämischen Wörtern umformt. Während das Hochdeutsche nur wenige Beispiele derartiger Aufnahmen von Fremdwörtern in den deutschen Sprachschatz aufweist, wie z. B. turnen und vielleicht auteln, ist das im Niederdeutschen die Regel. Ohne Rücksicht auf die Tradition schreibt der Niederdeutsche jedes Wort, so wie er es spricht, ganz wie der Italiener, der Ortografie, Teater, Thermometer schreibt. Der Holländer schreibt also Kontoor für comptoir und Kwartier für Quartier. Verlangt aber das Sprachgefühl eine Umformung des Worts, so geschieht sie auch sofort. Wenn dem Niederdeutschen die Worte, wie Brust, Frosch als Katophonie erscheinen und er sie umsetzt in borst, vorsch, so macht er auch vor einem Fremdwort nicht Halt. Als ich ohne jegliche Vorkenntnisse des Flämischen im Jahr 1880 nach Antwerpen kam, sagte mir ein bekannter Deutscher: Sprechen Sie einfach Hamburger Platt, und wo Sie damit nicht auskommen, da nehmen Sie das entsprechende französische Wort und hängen Sie eine deutsche Endung an. Das ist richtig und falsch. Es ist richtig für die Großstädte, aber falsch für das Land. In den Großstädten ist natürlich die Fähigkeit der Leute, sich mit den Fremden zu verständigen, stark ausgebildet, und tatsächlich werden in den Städten aus allen Sprachen Anleihen gemacht. Die besseren Schriftsteller und besseren Zeitungen dagegen schreiben eine Sprache, die viel reiner ist, als die der meisten deutschen Schriftsteller. Vorbildlich ist darin Hendrik Conscience, in dessen Schriften kaum ein Fremdwort zu finden ist. Die vorwiegende starke Konjugation ist für unser Sprachgefühl häufig überraschend. So bildet koopen

= kaufen gekocht. Prachtvoll sind manche gute deutsche Worte, die wir im Hochdeutschen fast immer durch Fremdwörter ersetzen, wie z. B. Schouwburg für Theater, Geneesher oder Doctoor van Geneeskunde = Arzt, hoeveelheid (Wievieelheit) statt Quantität, hoedanegheid (Wiebeschaffenheit) für Qualität, volkstegenwordiger = Deputierter und viele andere. Selbstverständlich finden sich im Niederdeutschen auch viele Gallizismen, im Blämischen mehr als im Holländischen. So sagt der Blamländer gewöhnlich ik hev gewest (j'ai été), während der Holländer mehr ik ben gewest sagt. Der Blamländer sagt geheel (heil) de Stad, die Holländer de ganze Stad. Die Wirtshausschilder scheinen uns häufig ganz leicht verständlich, z. B. In den leeren Eemer. Das heißt aber nicht Im leeren Eimer, sondern Im ledernen Eimer, In het Starken heißt nicht Im Starren, sondern Im Sternchen. Der leere Eimer heißt de lege Eemer. Eigenartig sind Worte wie Heudevetter = Lohgerber, z. B. Heudevetterstraat, oder Winkeldochter für Ladenmädchen.

Eine Sammlung niederdeutscher Volkslieder, Balladen und Romanzen will Dr. Schierbaum in Viefefeld (Kastanienstraße 12) in Verbindung mit anderen herausgeben. Er richtet daher an alle Freunde niederdeutscher Volksart, besonders an die Geistlichen und Lehrer, die Bitte, ihn hierin zu unterstützen. „Retten wir“, so sagt er in einem Aufruf, „von unserem Sprachgut, von der Dichtung unseres Volkes, unserer Väter, was noch zu retten ist. Alle Beiträge wolle man mit Angabe der Fundstelle, eventuell mit Erläuterungen und voller Namensunterschrift versehen. Für Nachweise von Fundstellen sind wir ebenfalls dankbar. Alle Redaktionen und Zeitschriften bitten wir, diesen Aufruf abzudrucken. Ebenso ergeht an alle niederdeutschen Vereine, die die Pflege der Heimatkunst zum Ziele haben, das dringende Ersuchen, die Arbeit nach Kräften fördern zu wollen. Jeder, auch der kleinste Beitrag ist willkommen.“

Vom historischen Kölner Sprachschatz. Die Sammlungen des historischen Kölner Sprachschazes umfassen gegenwärtig mehr als 20 000 alphabetische Zettel. Diese enthalten frühe Belege der lebenden Kölner Mundart, ferner Wortstoff aus der rein niederdeutschen Sprache, sodann hochdeutsches Sprachgut aus der mittelhochdeutschen Zeit und aus den späteren Jahrhunderten seit dem Vordringen der neuhochdeutschen Gemeinsprache, nicht zuletzt auch in deutscher Form verbreitete Fremdwörter. In Hinblick auf diese ist bemerkenswert, daß die Kölner Schriftsprache für heute noch allgemein gebräuchliche Fremdwörter vielfach erheblich frühere Belege aufweist, als man wohl bisher beachtete, und auch ältere, als vielleicht in andern Teilen Deutschlands aus Schrift- und Druckwerken nachgewiesen werden können. Diese Tatsache hängt mit der großen internationalen Bedeutung zusammen, deren sich die Reichsstadt schon früh erfreute. Die Ergebnisse der bis jetzt durchgearbeiteten Stoffgruppen zeigen übrigens, daß Köln in vergangenen Jahrhunderten überhaupt einen sprachlich bedeutungsvollen Mittelpunkt bildete, kein Wunder, wenn man bedenkt, wie bedeutende Kanzleien mit umfangreichen Verkehr auch nach außen hier tätig waren. Neben den rein sprachlichen, besonders wortkundlichen Verhältnissen sind auch die sachlichen berücksichtigt. Die besonders angelegten Sachgruppen mit größeren Auszügen aus dem Quellenstoff betreffen, zunächst hier ohne bestimmte Ordnung genannt, Wohnungswesen, Mahlzeiten und Speisen, Kleidung, Waren (Herstellung, Bezug und Preise), Handwerker und Gesinde, Zunftleben, kirchliche und weltliche Feste, Spiele und Lustbarkeiten, Brauch und Volksglauben, Sittenzustände, Heilkunde und Volksmedizin, Armen- und Krankenpflege, Bettlerwesen und Gaunertum, Strafrecht und Strafvollziehung, Beamten- und Verwaltungswesen, Militärisches, Bildungsbestrebungen, Studentenleben und anderes mehr. Auf einzelnen dieser Gebiete ist schon manches geleistet, doch fehlt es an einem grundlegenden, die reichsstädtischen Lebensverhältnisse erschöpfend darstellenden Werte. Die Schaffung eines solchen ist durch die Herstellung des historischen Sprachschazes ohne weiteres gegeben und deshalb niemals günstiger gewesen als gerade jetzt. Jede Unterstützung auch dieses Unternehmens durch freiwillige Mitarbeit bei den Auszügen und durch Zufindung von Einzelschriften, deren Beschaffung oder Entleihung oft umständlich ist, wird dem Bearbeiter des Ganzen, Dr. H. Wrede, Köln, Stadtarchiv, stets willkommen sein.

Wie Reuters „Stromtid“ unter die kanonischen Bücher kam. Pastor M. in N. hatte — so erzählt ein Leser der „Täglichen Rundschau“ — einem Tagelöhner in seiner Gemeinde, der sonntäglich die Kirche besuchte. Der ersuchte ihn eines schönen Tages, ihm ein Andachtsbuch zu leihen, da er gern abends eine Andacht lese. Er erhielt ein solches und ein zweites und drittes usw. Schließlich ging dem Pastor der Vorrat an Büchern für tägliche Andachten aus, auch kam ihm die verständige Erwägung, der Mann möchte sich etwas in den Kopf setzen. Er sagte also, als der Mann zum so und so vielen Male wieder mit demselben Besuch vor ihm erschien: „Lieber L., lesen Sie nun einmal etwas anderes“, und gab ihm Reuters „Alt mine Stromtid“ mit. „Nun, wie hat Ihnen denn dies Buch gefallen?“ fragte er, als der fleißige Leser es zurückbrachte. „Eier gaud,“ antwortete der, „öwersten, Herr Pastur, wenn ich nich wüßt har, dat et Gotts Wurt wier, denn harr' ic öfters luthals lacht!“

Kleine Aufzeichnungen. Bertha Brinckman, die letzte von John Brinckmans Geschwistern, starb am 15. Juli im 90. Lebensjahre. — In Neubrandenburg wurde im Juli d. J. ein Reuterfest abgehalten, das einen Festzug mit besonders gut gelungenen Gruppen aus Reuters Werken brachte. Ein kleines „Festbuch“ brachte recht hübsche Beiträge und Bilder. — Bei einer Jahrhundertfeier in Schwerin stellten Mitglieder der dortigen plattdeutschen Gilde im Festzug den Ausmarsch des Stembäger Landsturms dar. — Durch einen Brand, der am 10. Oktober d. J. im Großherzoglichen Schloß zu Oldenburg stattfand, wurde auch die Bibliothek in Mitleidenschaft gezogen. Ihre besonders wertvollen Schätze, unter denen sich die einzige niederdeutsche Abschrift des Sachsenspiegels befindet, sind jedoch völlig unversehrt geblieben.

Zeitschriften „Quickborn“. Lange vor der Begründung unserer Vereinszeitschrift gab es — ich glaube in München — eine Theaterzeitschrift, die den Namen „Quickborn“ führte. Seit 6 Jahren bestehen nun unsere „Mitteilungen aus dem Quickborn“, die als „Quickborn“ sehr häufig in der deutschen Presse und in Büchern zitiert werden und einen Leserkreis haben, der über die Zahl der Vereinsmitglieder weit hinausgeht, wie aus häufigen Zuschriften von Nichtmitgliedern hervorgeht. Da ist es einigermaßen zu verwundern, daß der Name „Quickborn“ auch anderweitig noch als Zeitschriftenname gewählt wird, z. B. bei dem kürzlich in München begründeten „Quickborn. Zur Pflege der Nüchternheit der katholischen Jugend auf den höheren Schulen“. Vor einiger Zeit hatte sogar ein Verlag in Hamburg die Herausgabe einer Heimatzeitschrift unter den Namen „Quickborn“ geplant. Aus der Gründung ist nichts geworden. Daß der Name nicht gut für das neue Unternehmen zu verwenden war, hatte man schon vor der Aufgabe der Gründungsabsicht eingesehen. Es soll hier gleich bemerkt werden, daß seit der Begründung unseres Blattes mehrfach von Verlegern versucht worden ist, es in irgendeiner Form ihrem Verlage anzugliedern. Daraus ist bisher nichts geworden und wird auch in Zukunft schwerlich etwas werden. Es würde ja auch den Mitarbeitern kein angenehmer Gedanke sein, das Blatt, das ohne allseitige Opferwilligkeit niemals seine jetzige Bedeutung erlangt hätte, einmal Geschäftsleuten als reife Frucht in den Schoß fallen zu sehen. Die auf Idealismus begründete Eigenart unseres Blattes läßt überhaupt jede Verquickung mit irgendwelchen geschäftlichen Interessen als vollständig ausgeschlossen erscheinen.

P. W.

Zehn Jahre Quickbornarbeit. Das zehnjährige Stiftungsfest unserer Vereinigung Quickborn wird durch einen am 10. Februar stattfindenden Rezitationsabend gefeiert werden, dessen Programm aus Werken zusammengestellt werden soll, die in den letzten zehn Jahren erschienen sind. Im Januar oder Februar wird ein Heft der „Mitteilungen“ erscheinen, für das uns kurze Beiträge unserer Dichter-Mitglieder sehr erwünscht wären. Das Blatt wird auch einen Überblick über die Quickbornarbeit der verflorenen zehn Jahre geben.

Zwei Anregungen, die beide voller Beachtung wert sind, gibt Herr C. Rud. Schnitzger in einem Brief an den Schriftleiter dieses Blattes. Wir drucken sie hier ab: Sehr gefreut habe ich mich über den Aufsatz „Ein niederdeutscher Bauerngarten“ auf Seite 162 und 163, dessen Inhalt ganz meinem Wunsche entspricht, daß auch die volkstümlichen, insbesondere niederdeutschen Pflanzennamen gesammelt werden möchten, ehe es dafür zu spät ist. Ich

möchte noch einiges dazu wünschen. 1. Daß nicht nur die Namen der im Bauerngarten gezogenen Blumen und Kräuter, sondern auch die volkstümlichen Namen der in Wald und Feld, auf Wiese und Weide, im Moor und am Rain wildwachsenden Pflanzen gesammelt werden, z. B. Köhrl für Schafgarbe usw.; 2. daß von einem Botaniker, wenn möglich aus unserem Mitgliederkreise oder sonst von der Direktion des Botanischen Gartens den niederdeutschen Namen auch die gebräuchlichen hochdeutschen und die lateinischen (botanischen) Namen hinzugefügt werden; 3. daß das so gesammelte Material nicht nur der Direktion unseres Botanischen Gartens zugestellt, sondern auch in unseren Mitteilungen veröffentlicht werde. Diese Veröffentlichung, die allerdings wohl noch nicht gleich lückenlos sein wird, ist, wie ich denke, auch beabsichtigt worden. Meines Erachtens würde, wenn diese drei Wünsche zu erfüllen wären (und ich denke, sie werden es sein), diese Sammlung volkstümlicher niederdeutscher Pflanzen- und Blumennamen sich nicht auf Hamburg und Umgegend beschränken, sondern sich auf das ganze Niederdeutschland von Ostpreußen an bis ins Rheinland erstrecken können. Wenn die Sache von allen beteiligten Vereinen mit Eifer und Geschick angefaßt wird, so wird, wie ich glaube, nicht nur ein beträchtliches Stück niederdeutschen Sprachgutes bewahrt bleiben, sondern es wird auch dem niederdeutschen Bauerngarten selbst zugute kommen. Es mag ja sein, daß die Arbeit nicht so ganz leicht sein wird, aber sie wird jedenfalls lohnend sein. Lohnender, allerdings in einem anderen Sinne, als die beiden Lübecker plattdeutschen Vereine, von deren „Vergnügen“ Sie auf Seite 167 berichten, sich die Vereinsarbeiten denken. Daß es bei diesen sich kaum um „praktische Arbeit“ für die Erhaltung der plattdeutschen Sprache handeln kann, ergibt sich schon aus dem miserablen Plattdeutsch der beiden Veröffentlichungen, das eigentlich ein nicht gar zu schönes Hochdeutsch mit plattdeutschen Wörtern ist. Gleich Zeug müßte eigentlich in einer eigenen Rubrik der niederdeutschen Zeitungen, die es ernsthaft mit der Erhaltung und Förderung der niederdeutschen Sprache meinen, gerügt werden in so einer Art „Schreckenslammer“. Es wäre wirklich an der Zeit, daß solchem Unfug gesteuert werde. Aber wer will sich der undankbaren Mühe und Arbeit unterziehen?

Dressenotizen. Die Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg hat im letzten Jahre 63 Notizen, Berichte und kleine Aufsätze an die Presse verschickt. Alle an die hamburgische, einen Teil auch an die auswärtige Presse. Die Veröffentlichungen handelten teils von unseren Dichtern und Forschern oder von allgemeinen sprachlichen Dingen. Auch auf den Wert der Mundarten, auf den in deren Schätzung zwischen Nord- und Süddeutschland bestehenden Unterschied u. a. wurde hingewiesen, z. B. durch Verbreitung anderweitig erschienener Äußerungen. In vielen Notizen war vom Quickborn überhaupt nicht die Rede, und es wird auch kein Wert darauf gelegt, daß die Redaktionen den Quickborn als Quelle bezeichnen. Wir sehen zu unserer Freude, daß unsere kleinen Beiträge gern aufgenommen werden, und möchten nun wünschen, daß recht bald andere plattdeutsche Vereine dem Plattdeutschen in ähnlicher Weise zu Hülfe kommen, indem sie namentlich die Presse ihres Bezirkes mit solchem Material versehen. Da die üblichen Zeitungskorrespondenzen so unendlich wenig über unsere Sache zu berichten wissen, so müssen wir uns eben selbst helfen und selbst an die Presse herangehen. Diese Arbeit ist von größter Bedeutung für den Erfolg unserer Sache!

P. W.

Vereinsarbeit und Vereinsvergügen. Im Selbstom vom 1. September bespricht dessen Redakteur, Herr Albert Schwarz, einige Punkte meines auf dem vorjährigen Niedersachsen-Tage gehaltenen Vortrages „Plattdeutsch in der Großstadt“, den der Heimatbund Niedersachsen kürzlich in der Zeitschrift „Hannoverland“ veröffentlicht hat. Meinen Vorschlag, bei Vereinsverlosungen plattdeutsche Bücher statt der üblichen gleichgültigen Gegenstände unter die Leute zu bringen, unterstützt Schwarz warm, aber meiner Behauptung „es ist ein Trugschluß, zu meinen, man könne Leute dem Plattdeutschen gewinnen, die man durch Aussicht auf den Tanz angelockt hat, Vorträge und Vorlesungen anzuhören, die in den meisten Fällen als eine höchst lästige und zeitraubende Zugabe zu dem Tanzvergügen angesehen werden“, versagt er seine Zustimmung.

Herr Schwarz meint, daß manche Vereine auf die ihnen angehörenden jungen Leute Rücksicht nehmen müßten. Er (Schwarz) selbst sei auch an einem Tanzabend für das Plattdeutsche gewonnen worden. Er habe durch die Anzeige eines Vortragsabends mit nachfolgendem Tanzkränzchen von der Existenz des Berliner Vereins Quickborn erfahren, sei hingegangen und wiedergekommen. Wo liegt nun aber der Beweis, daß Herr Schwarz durch den Tanz dem Plattdeutschen gewonnen wäre? Er wird schon damals im Herzen ein eifriger Freund seiner Muttersprache gewesen sein und hätte den Vereinsabend ebensogut besucht, wenn es sich um einen Vortrag ohne nachfolgenden Tanz, um einen plattdeutschen Kommerz, um ein Essen plattdeutscher Gänse oder um ein echt plattdeutsches Preisegeln gehandelt hätte. Die zahlreichen jungen Leute im Hamburger Quickborn haben noch nie das Verlangen geäußert, die plattdeutsche Sprache und Dichtung mit dem Tanz zu verschwiftern, und ich selbst habe in meinen tanzlustigsten Zeiten niemals daran gedacht, daß literarische oder wissenschaftliche Vereine verpflichtet seien, ihre Mitglieder durch allmonatliches Tanzkränzchen zusammenzubalten. Und für ein Werbemittel hat man den Tanz in solchen Vereinen schwerlich jemals gehalten. Bei Stiftungsfesten und dergleichen mag man immerhin mal ein wenig tanzen, aber wo der Tanz das Aushängeschild oder den Kitt darstellen muß, da ist es um die „Sache“ gewiß schlecht bestellt.

Es ist eigentlich recht sonderbar, daß so selbstverständliche Dinge noch immer wieder langer Auseinandersetzungen bedürfen! Das Organ des Plattdeutschen Verbandes sollte sich wirklich entschließen, die Beschüßerrolle aufzugeben, die es dem Tanz und außerdem so manchen gereimten und dramatisierten Dilettantereien gegenüber noch immer einnimmt. P. W.

Der Niedersachsentag tagte in diesem Jahre gemeinschaftlich mit dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung vom 5. bis 8. Oktober in Celle. Am 5. Oktober fand ein Begrüßungsabend statt, der neben Vorträgen die Vorführung einer „Spinnstube“ von Celler Damen und Herren brachte. Zu diesem Abend sind freilich manche der auswärtigen Gäste zu spät gekommen, da der in einem Gasthause in der Nähe des Bahnhofes amtierende Wohnungsausschuß sich um 8 Uhr zurückgezogen hatte und den später Eintreffenden überließ, den ihnen zugebachten Gasthof zu erraten. — Von den Vormittagsvorträgen erwähnen wir Professor Rück's „Vom Wetterglauben der Heidjer“, H. Dehnings „Ein Arbeitstag des Heidjers“ und Professor Bremers „Die Regelung der neu-niederdeutschen Orthographie“. (Hierüber siehe den Bericht an anderer Stelle dieser Rundschau.) Leider wurde die Aussprache über Bremers Vorschläge, für die schon seit 2 Jahren ein ganzer Vormittag in Aussicht gestellt war, dadurch beschränkt, daß der Sprachforschungsverein es unterlassen hatte, sich einen besonderen Verhandlungsraum zu sichern, sodas Professor Bremer erst als dritter Redner an die Reihe kam. Es hätte gewiß im Interesse der Sache gelegen, wenn die ausführliche Aussprache, mit der man doch lange gerechnet hatte, nun auch wirklich hätte stattfinden können. Wenn wichtige Verhandlungsgegenstände schließlich auf die „schriftliche Behandlung“ verwiesen werden sollen, dann braucht doch gar nicht erst eine Tagung angefügt zu werden! Der Nachmittag des ersten Tages galt geschäftlichen Sitzungen der beteiligten Vereine. Abends 8 Uhr fand ein hochdeutsch-literarischer Abend statt. Und da muß nun wiederum gesagt werden, daß es des Guten zu viel ist, wenn nach den Tagessitzungen für den Abend noch ein vollwichtiger philologischer Vortrag angefügt wird. Es ist wiederholt zu empfehlen, sich abends auf Dichtervorlesungen zu beschränken. Selbstverständlich dürfen nur Dichter, keine Dilettanten zu Worte kommen und die Vorlesung jedes einzelnen darf 25 Minuten unter keinen Umständen überschreiten. Wir haben genug Dichter in Niedersachsen, die ihre Werke ansprechend vorzulesen vermögen. Die Dichterabende des Hamburger „Quickborn“ haben den Beweis seit Jahren erbracht. Der zweite Nachmittag brachte ein Festmahl, dem abends eine Aufführung des Freudenthalschen Einakters „Dat Kamma“ und mehrere Vorträge folgten. Erwähnt mag werden, daß das Bestimmen der Tischplätze zum Festmahl durch einen Ausschuß bei solcher Tagung wenig angebracht erscheint, da den Anordnern die Teilnehmer doch zu wenig bekannt sind, um ein einigermaßen zufriedenstellendes

Arrangement zu treffen. Für Vorstand und Ehrengäste kann ja vorgesorgt werden, die anderen Teilnehmer soll man ruhig ihre Plätze nach eigenem Wunsch einnehmen lassen. — Am 8. Oktober fand zum Beschluß des Niederrachentages ein Ausflug nach Winfen und Wieze statt. E.

	Theater	
--	---------	---

Sette vom Ehräergang. Hamburger Volksposse mit Gesang und Tanz in vier Akten von Heinrich Bernhardt. Musik von Rudolf Hartmann. Ernst-Drucker-Theater, Hamburg.

Als ich dazu kam, mir die Sette anzusehen, war es Sonnabend, und ich bekam umsonst das Vorspiel vor der Tür, wie es in Goethes Faust geschildert ist:

. . . denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt
und mit gewaltig wiederholten Wehen
sich durch die enge Gnadenpforte zwingt . . .

Ergözte mich da die Zähigkeit der Hausdiener, so erfreute ich mich nachher von der Höhe des ersten Ranges ihrer Höflichkeit, denn aus den ungestümen Zurückschubsern waren im Handumdrehen freundliche Zettelverkäufer geworden. Auch an dem ersten Bild op den Bön hatte ich Gefallen: die Vierländer Bauernböns war wirklich anheimelnd und die frischen Zungs und Deerns des Erdbeerlandes machten den besten Eindruck. Der schröckliche Kummer des sitzengebliebenen Bräutigams im schmerzgerauten Haar zerstörte ihn aber bald. Hernach erfreute ich mich an der prächtigen Hamburger Kölsch der unverwüßlichen Frau Brindmann, an dem vorzüglichen Ewerfeuhrer Hein Schüttmann des besten Künstlers des Ernst-Drucker-Theaters, des alten Seybold, an der hübschen Vierländerin Liesbet des Fräulein Fromm und an dem lebensfastigen Schlachter des Herrn Agte. An den annern Rollen ist beim besten Willen nichts gutzumachen. Verdrossen hat mich die langzieherische (vierländisch sein sollende) Sprechart des Liebespaares Hans und Hanne, die durchaus nicht am Plage war und die schöne Mundart nur lächerlich machte. Will man vierländisch sprechen, so soll man es auch können, sonst bleibe man lieber bei seinem stadt-hamburgischen Platt, wie Herr Schmidt als Vierländer Bauer das tat, und lasse das Dröhnen!

Die Posse selbst ist nicht viel wert: die Handlung ist so kunterbunt, daß es nicht lohnt, sie zu erzählen, der Dialog ist schlecht und die Sprache ist mit hochdeutschen Redensarten und Wörtern durchsetzt, daß sie wie eine Übersetzung aus dem Hochdeutschen anmutet. Man komme mir nicht mit dem Einwand, daß die Sprache unserer verschiedenen Volksschichten schon dermaßen verfallen sei: erstens trifft das nur vereinzelt zu und dann ist die plattdeutsche Bühne gerade dazu da, uns ein reines, schönes, maßgebendes Platt zu lehren, wenn wir's verlernt haben sollten, nicht aber uns Quiddjeplatt in Reinkultur vorzuführen. Tausendmal mehr wirkt das gesprochene Platt als das gedruckte und deshalb ist eine gute plattdeutsche Aufführung mehr wert als ein gutes plattdeutsches Buch.

Die Sette ist eine Vergrößerung der Plätthausen, sie ist mit Plattheiten, Zweideutigkeiten und Albernheiten durchsetzt und bedeutet eher einen Rückschritt als einen Fortschritt. Der Verfasser hat gesunden Witz, aber nichts des köstlichen Humors. Unterhalten kann er freilich recht gut: das Erträglichste an dem Stück ist aber doch, daß es eine Bombenrolle für eine Darstellerin von der Güte der Frau Brindmann enthält.

Ob solche Stücke unserer niederdeutschen Sache nützen, und wär's auch nur für einen Schilling? Ich bezweifle es.

Wollen wir diese Volksbühne unsrer großen Bewegung dienstbar machen, so müssen wir trachten, dahin zu kommen, daß sie nicht den Zufallsstückemachern überlassen bleibe. Unsere guten, niederdeutschen Dramatiker (Blunck, Hinrichsen,

Werner, Peter Werth, Hinrich Wriede) müßten sich bereit finden lassen, etwas für sie zu schreiben, denn für das Volk wäre gerade das beste gut genug.

Also — Dichter heraus! Die neue Leitung des Ernst-Drucker-Theaters ist willens, die echte niederdeutsche Kunst zu pflegen, allerdings einleuchtenderweise vornehmlich die heitere, und der gute Kern der Darsteller am Spielbudenplatz verdiente schon Aufgaben wirklicher Menschengestaltung. Gorch Fock

	Bücherbesprechungen	
<p>Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen. Die Schriftleitung schiebt den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Belegabte ohne besondere Aufforderung zu.</p>		

Johann Hinrich Fehrs/ Gesammelte Dichtungen. In 4 Bänden. Über 1400 Seiten Groß-Oktav, mit 4 Bildern und einer Handschriftprobe. Hamburg 1913. Verlag Alfred Janssen. In 4 Leinenbänden 20 Mark. Liebhaberausgabe auf acht Bütten in 4 Ganzleiderbänden (nur 60 numerierte Exemplare) 60 Mark.

Die eben aus der Druckerei gekommenen Gesammelten Dichtungen von Joh. Hinr. Fehrs sind die erste äußerlich anständige „Klassikerausgabe“ des plattdeutschen Schrifttums. Solche Gesamtausgaben fehlten ihm ja bisher vollständig, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß auch darin jetzt die Ebenbürtigkeit der plattdeutschen mit der hochdeutschen Dichtung anerkannt worden ist. Mögen nun recht viele Verleger plattdeutscher Bücher sich ein Beispiel nehmen an diesen Bänden, die Wohlfeilheit mit gediegener Ausstattung so schön vereinigen. Klaren kräftigen Druck, gutes Papier, vornehme echte Leinenbände könnte wahrhaftig manches Buch aufweisen, das jetzt trotz eines ausreichenden Preises keine dieser drei billigen Forderungen erfüllt. Der neuen Fehrs-Ausgabe eignen sie alle, und gute Bilder (Porträt des Dichters, sein früheres Wohn- und Schulhaus, sein Geburtshaus und sein Altersheim) und eine Handschriftprobe (ein neues, bisher nicht gedrucktes plattdeutsches Gedicht) sind gern genommene Zugaben, die eine weitere Anregung bilden werden, das Lebenswert des Dichters auf manchen Weihnachtstisch zu legen. Bibliophilen wird die Liebhaberausgabe mit ihrem echten Büttenpapier und ihren Ganzleiderbänden besonders willkommen sein.

Den Besitzern der alten Einzelausgaben bietet der Gesamt-Fehrs doch viel Neues: etwa der vierte Teil des Gesamtumfangs ist neu, verschollene hochdeutsche Epen, einige neue Lyrik, eine ganze Reihe vollwertiger neuer Novellen vervollständigen das literarische Bild des Maren-Dichters. Die neue Anordnung des Werkes hat in der Lyrik — der hochdeutschen wie der plattdeutschen — geschlossene Lebenskreise, in der Novellistik gleichgestimmte Gruppen geschaffen.

Es sei hinzugefügt, daß von Jacob Bödewadt, dem wir die schöne Gesamtausgabe in erster Linie verdanken, Ende November ein biographischer Ergänzungsband mit reichem Bildschmuck erscheinen wird, der gebunden 3 Mark kosten soll und einer freudigen Aufnahme bei allen Fehrs-Berehrern sicher sein kann.

John Brindmans hoch- und niederdeutsche Dichtungen. Von der Universität Rostock gekrönte Preischrift von Dr. Wilhelm Rüst, Rostock i. M. Berlin 1913. Wilhelm Cüsterott. Gr. 8^o, 168 S. Geh. 4 Mark.

Die Preischrift ist, wie ich höre, zugleich die Doktorschrift des Verfassers. Es ist eine von großem Fleiß zeugende Arbeit, die gern auch den Fernstehenden zu Brindman hinführen, ihn von seiner Bedeutung überzeugen möchte. Für den nun bald Hundertjährigen bildet sie ein Denkmal, zu denen zu rechnen, die von unzeitgemäßen Menschen — vermutlich sogar von dem freilich immer noch zeitgemäßen Dichter selber — allen steinernen und erzenen Denkmälern vorgezogen werden.

Der erste Abschnitt behandelt auf 68 Seiten die hochdeutschen, der zweite auf 89 Seiten die plattdeutschen Werke Brindmans. Bringt schon der erste Abschnitt den Verehrern des Dichters manche Anregung (so Rüsts Ausführungen

über „Gerold vom Vollblut“, S. 67 ff.), so ist das erst recht vom zweiten Teil zu sagen. Dem „Bagel Grip“ räumt Rüst die erste Stelle in Brinckmans Schaffen ein, eine Auffassung, der 1903 wohl als Erster Otto Welshien in der Einleitung seiner Brinckman-Ausgabe, dann vier Jahre später Hermann Krumm in einem im Hamburger Quickborn gehaltenen Vortrage Raum gegeben hat. Aber mehr noch als die Beweisführung für die Überlegenheit des Bagel Grip über das sonstige Schaffen Brinckmans, liegt es Rüst am Herzen, nachzuweisen, daß Brinckman ein viel größerer niederdeutscher Lyriker sei als Klaus Groth. (Groths Dichtung soll die innere Wahrheit abgeben, sie soll den Volkston nicht treffen, soll mit hochdeutschem Geist zu sehr durchtränkt sein, um ein ungetrübtés Bild des Holstenstammes geben zu können, über dem Quickborn soll nicht der seine heimatische Duff lagern, der uns aus Brinckmans Lyrik entgegenströmt, Groth soll hochdeutsche Lyrik in plattdeutschem Gewande bieten usw.) So nimmt Rüst Stein um Stein vom Turme Groth und legt ihn auf den Turm Brinckman, damit der den „Rivalen“ überrage. Eine überflüssige und schädliche Bemühung, die verurteilt werden muß, da beide Dichter so gut nebeneinander und mit dem Dritten im Bunde, Reuter dazu, bestehen könnten. Wenn Rüst sagt (Seite 83): „... es ist ganz verfehlt, ihn (Groth) als unerreichbar hinauszustellen, alles an seinem Vorbild zu messen, und, was etwa über ihn hinausragt, als Auswüchse abzuschneiden“, so spricht er einen Gedanken aus, der in der neueren niederdeutschen Bewegung schon lange gilt und zwar auch bezüglich Reuters. Rüst selbst aber, der Groth mit Recht nicht mehr als einen Normalzollstock gelten lassen will, versucht nun Groths Größe auf Zentimeter und Millimeter mit dem neuerrichteten Brinckman-Normalzollstock nachzumessen. Das mag harmlosen Lesern imponieren, andere dagegen werden das Verfahren vielleicht gar für eine Felsbrücke halten und damit freilich Rüst unrecht tun, denn er kann sehr wohl ohne Herabsetzung des andern beweisen, daß auch Brinckman ein bedeutender Dichter ist. (Hoffentlich läßt Dr. Pauly seinen auf der Hamburger Groth-Feier 1912 gehaltenen Vortrag, über den in den M. a. d. Q., Jahrgang 6, Seite 96, berichtet wurde, bald drucken. Dieser Vortrag kann zur objektiven Beurteilung Groths sehr viel beitragen.)

In den letzten beiden Abschnitten behandelt Rüst die plattdeutschen Novellen und Romane Brinckmans. Er geht die Werke einzeln durch und gibt manche treffende Bemerkung dazu. Mit den früheren Beurteilern Brinckmans setzt Rüst sich mehrfach auseinander. Kräftig unterstreichen möchte ich Rüsts Bemerkung: „Von Anno Soback' kann uns besser als ein anderes Werk Brinckmans außerordentliches Sprachgefühl lehren.“ (S. 155.) Es ist ja wirklich aufs tiefste zu bedauern, daß so wenige dieses Werk gelesen haben! — Bemerkenswert ist auch Rüsts Abhandlung „Das seemännische Element im Rasper Ohm“. (Es fällt übrigens auf, daß Rüst immer Rasper Ohm statt Rasper-Ohm schreibt. Diese Schreibweise leistet der vielfach von Rezitatoren zu hörenden falschen Betonung — Ton auf Ohm — Vorschub.)

In dem „zusammenfassenden kritischen Schlußwort“ geht es dann noch einmal Groth ziemlich hart an den Kragen. Daß Reuter bei Rüst bedeutend besser wegkommt als Groth, ist zweifellos auf das bessere Verständnis für den Landsmann zurückzuführen. Rüst sollte einmal in Groths Lande gehen, um auch diesen Dichter recht zu verstehen. — Die Brinckman-Philologie soll nach Rüst noch eine Reihe Aufgaben zu lösen haben, hoffentlich gehört dazu nicht die Aufgabe, die plattdeutschen Dichter gegeneinander auf der Apothekerm Wage auszuwiegen.

Paul Wriede
Das niederdeutsche Drama. Sein Werden in Dichtung und Darstellung. Von Otto Welshien. (Beiträge zur Geschichte der niederdeutschen Dichtung. Herausgegeben von Ernst Püschel. Band 3.) Rostock i. M. 1913. Kaufungen Verlag. XI u. 162 S. Geh. 3 Mart.

Als Otto Welshien vor einigen Jahren eine Artikelreihe über das niederdeutsche Drama in „Niedersachsen“ veröffentlichte, da habe ich in einer kurzen Besprechung darauf hingewiesen, daß eine Buchausgabe erwünscht sei. Die Arbeit hat inzwischen manche Erweiterung und Verbesserung erfahren und liegt jetzt als Buch vor. Was mich damals fesselte, finde ich in dem Buche wieder: eine fließende Darstellung und freimütige Urteile, besonders auch über die platt-

deutsche Komödie des vorigen Jahrhunderts. Auf diesem Gebiete ist Gaeders ja Bahnbrecher gewesen, aber seine Urteile sind zumeist so überaus wohlwollend, daß der Uneingeweihte glauben könnte, die Bühnenschriftsteller jener Zeit seien samt und sonders Klassiker gewesen. In Wirklichkeit war ja leider nicht ein einziger dazwischen, der auch nur im entferntesten den Anspruch auf solche Bewertung hätte machen können. Recht gesunde Urteile finden sich übrigens bei Welzien auch schon im ersten Abschnitt, der die „Jugendzeit des niederdeutschen Dramas“ behandelt. Im zweiten, der die „Wege der Entwicklung“ schildert, werden dann die Zeiten von Johann Koch bis zu den Hausdichtern Carl Schulzes und des Ernst-Drucker-Theaters (welche beiden Bühnen Welzien nicht auseinandergehalten hat) behandelt. Der letzte Abschnitt heißt „Rund um Stavenhagen“. In diesen Umkreis wird noch einer von Schulzes besten Mitarbeitern, Julius Stinde, hineinbezogen. Stavenhagen wird auf 22 Seiten knapp aber ansprechend behandelt. Wenn der „Quickborn“ leider nicht das Verdienst für sich beanspruchen kann (wie man nach Welziens Darstellung annehmen muß), Aufführungen des „Dütschen Michel“ veranlaßt oder doch bestimmend angeregt zu haben (die gewissen Stellen gegebenen Anregungen in dieser Hinsicht sind bisher leider erfolglos geblieben), so muß ich für mich selbst die Auszeichnung ablehnen, von Welzien dem „guten Duzend neuerer Dramatiker“ beigelegt zu werden. Mein angeblicher Einakter „Hamburger Rinner“ war nichts als ein für eine Quickbornhöhe geschriebener kurzer Scherz, der auch nicht einmal das Wohlwollen verdient, mit dem Welzien ihn immerhin bedenkt — ohne ihn gesehen oder gelesen zu haben. — Ziemlich am Ende des Buches finde ich Kohnes „Bürgermeister Markstein“ verzeichnet, der meines Wissens aber nicht plattdeutsch geschrieben ist. Diese und andere Irrungen sind wohl damit zu entschuldigen, daß Welzien das Buch in Thüringen geschrieben hat, und auch weber Zeit noch Gelegenheit fand, sich in Niederdeutschland persönlich nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge umzusehen.

Paul Wriede

Wickellus' Käpp. Ein Varmer Jonggegeschichte von J. L. Gemarkter. 3. Aufl., geb. Mt. 1.50, 110 S.

Stadtoffen. Von demselben. 2. Aufl. 134 S.

Baastkääls. Von demselben. 2. Aufl. 110 S. Elberfeld 1912. A. Martini & Grüttgen. Preis des Bandes: kart. Mt. 1.20, geb. Mt. 1.50.

Die drei anspruchsvollen Erzählungen, die als Band 3—5 der Sammlung „Bergische Erzähler“ erschienen sind, schildern mit köstlichem frischem Humor das Leben und Treiben einer Varmer Familie, von der im letzten Buche der „Pachtuar“ Kolbus mit Recht sagt, „dat wöar noch wall en echte bergische Nat, wiese en Book stöng, on wiese van ollen Lieden her dat Wopperdal gruat on beröhmt gemacht hätten en de Welt“. In echtem, unverfälschtem Platt, wie es in der „Pätsgemarke“ gesprochen wird, sind Land und Leute geschildert, die Alten und die Jungen; die Alten, wie sie sich durch unermüdblichen Fleiß und Tüchtigkeit heraufarbeiten, bis sie selber „Bänder, Road on Legen“ — die „Varmer Artikel“ — fabrizieren. Die „staatsen Blagen“ sehen wir, wie sie ihre Kinderstreiche verüben, als „Stadtoffen“ Gymnasium und Realschule besuchen, und wie sie sich dann im Leben bewähren als „Baastkääls“, als treue Gehilfen des Vaters Oberam, der sie, wie „et Mina“, seine „destige“ und „resselutte“ Frau, „opgetrocken hätt föret Lewen“. Daneben taucht so manches feingezeichnete Original auf, wie der „Kobes“ aus Elberfeld, ein echt Wuppertaler „lutherscher Dickopp“, der kurz entschlossen seine Jugendfreundschaft mit „däm afftrönnigen Wickellus-Paak“ abbricht, als Oberam es wagt zu bestreiten, daß der Theaterbrand eine sichtbare Mahnung Gottes sei, kein solches „Sünden- un Döüvelshus“ im Tale zu dulden.

Daß sämtliche Bände schon in 2. oder 3. Auflage vorliegen, beweist, daß so manchem alten Varmer das Herz aufgegangen ist beim Lesen dieser Büchlein, die für den Varmer das sind, was für den Münsteraner der Frans Esfink, ohne dessen Verbeuten. Aber auch außerhalb Barmens wird jeder Freund echten Volkstums die drei Geschichten mit Behagen und Interesse lesen und einen richtigen Eindruck von dem Leben des Mittelstandes der beiden Schwesterstädte gewinnen. Für den Dialektforscher und Freund der Volkskunde sind

alle drei Büchlein eine Fundgrube alter Wörter, Vieder, Sitten und Gebräuche, die größtenteils leider im Aussterben begriffen sind. Um ihre Festlegung hat sich der Verfasser, Professor Julius Leithäuser, der sich hinter dem Pseudonym J. L. Gernarler verbirgt, großes Verdienst erworben. Hannah Kuhlmann

Up mien Bessera sienes Hof. Von S. Bleumer. Papenburg, Heinrich Rohr, 152 S., geb. M. 2.—.

In Dichtung und Wahrheit sucht der Verfasser uns ein Gesamtbild bäuerlichen Lebens zu geben, wie es sich auf dem Hofe des alten Bessera einst abspielte, jetzt aber auch wohl bald der Vergangenheit angehört. Indem S. Bleumer zu den autobiographischen Elementen geistlich allerlei Äußerungen alten, vollständigen Wises und Scherzes hinzutut, Beschreibungen alter Bauernbräuche und -sitten einfügt, das Volk in seinem alten Märchen- und Sagen-glauben und Aberglauben teils handelnd auftreten, teils über sie berichten läßt, gewinnt das Buch allzusehr den Charakter des Lehrhaften, da der Verfasser oft zu unvermittelt und zu wenig organisch sein Garn spinnet. Daran ändert die Tatsache nichts, daß rein kulturgeschichtlich-volkskundlich betrachtet, das Buch eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens bedeutet und mit Freuden begrüßt werden darf. Einige Partien, aus denen eigenes Erleben hervorleuchtet, erreichen auch die Höhe künstlerischer Darstellung. So z. B. „Von Flot en Hagel-schlag“ und besonders „Bessera sienes Doat“. Wie berichtet wird, daß der alte Bessera nicht eher Ruhe hat, als bis ihm ein Grab auf seinem Hofe, in eigener Erde, versprochen wird, das ist ergreifend und erhebend zugleich. Das Nieder-deutsch entspricht wohl der Mundart der alten Niedergrafschaft Lingen. Bleumer wendet sie rein und unverfälscht an und durchsetzt sie mit alten Kernworten, wie es im Sinne des Buches liegt. Aufgefallen ist mir indessen, daß der Verfasser öfters mit abgehackten kurzen Sätzen dem niederdeutschen Satzbau gerecht zu werden vermeint. — Der Verlag hat das Buch in anständigem Gewande auf den Markt geschickt. Das verdient hervorgehoben zu werden.

Dr. G. Kuhlmann

Alle Frünn ut de Heimat. (2. Auflage.) — **Uu-Rostock un anner Bertellens.** Von Lisbeth Peters. Kaufungen-Verlag, Rostock i. M. (Plattdeutsche Bücherei Bd. 1 u. 2). Preis brosch. M. 1.50, geb. M. 2.50 und brosch. M. 1.20, geb. M. 2.—.

Im allgemeinen wird heute zu viel plattdeutsch geschrieben und zu wenig plattdeutsch gesprochen. Viele neue plattdeutsche Bücher wären besser ungeschrieben geblieben. Lisbeth Peters' Bücher gehören aber nicht dazu. Obgleich sie uns nichts Großes und Neues zu sagen hat, hören wir ihr doch gern zu, denn sie hat eine behagliche, herzliche Art zu erzählen und zu schreiben, und ihre Schlichtheit nimmt sehr für sie ein. In manchen Dingen erinnert sie an Felix Stillsfrieds stille Art, wenn sie auch an dessen Künstlerschaft nicht hinanreichen kann. Immerhin lassen wir uns nach dem Rostock Rappen Pött's auch das alte Rostock von Lisbeth Peters gern gefallen. Gorch Fock

Gesche Ivers. Een Geschied ut Verlann von Auguste Friedrichs. Mit Buchschmuck von Hans Förster. Hamburg, Richard Hermes Verlag. 165 S. Pappband M. 1.80, Leinenband 2 Mark.

Als ich auf dem ersten Blatte las: „Niederdeutsche Bücherei, 1. Band“, ging ich mit Interesse an die Lektüre — vollständig unbefriedigt legte ich das Buch zur Seite. Schon der Titel Gesche Ivers ist ganz unberechtigt, weil nicht, wie man mit Recht hätte erwarten sollen, Gesche im Mittelpunkt steht, sondern die Lehrerfamilie. Anscheinend hat die Verfasserin ihre Kraft überschätzt; abgesehen von einzelnen Skizzen und Szenen, die auf eine gewisse Anlage schließen lassen — z. B. Jögang —, ist das Buch als Ganzes als verfehlt zu betrachten. Dem Ganzen fehlt der Faden, das klare Ziel; immer wieder kam mir der Gedanke, als ob die Verfasserin selbst nicht wußte, was sie wollte. Sehr eigenartig berührt es, daß alle Mitglieder des Lehrerverbaues hochdeutsch sprechen; dies ist mit einer ängstlichen Konsequenz durchgeführt. Es soll als selbstverständlich angenommen werden, daß eine Lehrerfamilie um 1860 sich der hochdeutschen Umgangssprache bediente. Entschieden wirkungsvoller wäre es gewesen, wenn sie plattdeutsch gesprochen hätten. Bei diesen Personen wird man nicht warm. — Auch das Plattdeutsch ist nicht einwandfrei. So heißt es auf S. 12: jede

Woch 'n parmal — —, auf S. 21 aber: in de erste Wek. Bei Redewendungen wie „mit sin olles lewes Gesicht“, wie sie sich neuerdings leider immer mehr nach hochdeutschem Muster einbürgern und so im Buche wiedergegeben sind, wäre die alte überkommene Form: „mit sin oll lew Gesicht“ entschieden vorzuziehen gewesen.

Plattdeutsche Geschichten von Charles Jarchow. Druck der Ferd. Klein Co., Chicago.

Klaus Groth pflegte jeden von jenseits des Meeres kommenden Versuch zur Mitarbeit an der plattdeutschen Literatur mit einiger Freude zu begrüßen. War auch ein Gewinn für das Ganze kaum vorhanden, so ließ der Quickborn-Dichter doch in solchen Fällen gern eine gewisse Nachsicht walten. Wie die plattdeutschen Vereine außerhalb Niederdeutschlands und besonders im Auslande hauptsächlich dem landsmannschaftlichen Zusammenschluß dienen wollen, so dienen auch die plattdeutschen Veröffentlichungen in der Fremde in erster Linie diesem Zweck. Man kann von den einen keine Betätigung im Sinne der neuplattdeutschen Bewegung (die ja selbst in der alten Heimat noch vieles nachzuholen hat) erwarten und darf nicht sehr anspruchsvoll sein gegen die andere. Die vorliegenden Geschichten werden unseren Landsleuten in Amerika recht angenehme Stunden bereiten und vielleicht gar zum Plattdeutschen zurückführen, wenn sie auf dem Wege waren, sich von ihm abzuwenden. Die Geschichten Jarchows spielen z. T. in den Vereinigten Staaten, ohne jedoch recht bodenständig zu sein. Es fehlt ihnen an „Erdgeruch“. Die Reinheit der plattdeutschen Sprache Jarchows wird auch merkwürdiger Weise nicht etwa vom Englischen, sondern vom Hochdeutschen bedroht. Eine leichte Färbung nach der englischen Seite wäre der Sprache des Buches zweifellos zuträglicher gewesen. Wenn es einem späteren Werke des Verfassers gelingen sollte, uns tiefere Einblicke in das Leben unserer Landsleute jenseits des großen Teiches zu gewähren und zugleich uns durch einen eigenen Stil zu fesseln, so würde es gewiß auch in Deutschland freudig begrüßt werden.

Paul Wriede

Moderleev. Von Heinrich Hansen. Rutgebn vun'n Plattbütschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein, Hamborg un Lübeck. Garding, S. Lühr und Dirks, 126 S., geb. 1.80 Mark.

In Halbjahrsfrist erzielte dies Büchlein bereits eine zweite Auflage; das ist, wie die Dinge heute noch liegen, immerhin bemerkenswert, wenn es auch kein Beweis für den künstlerischen Wert des Wertes zu sein braucht — und in diesem Falle auch nicht ist. Wer hohe dichterische Qualitäten sucht, kommt hier keineswegs auf seine Rechnung. Das zeigt schon ein Blick auf die Lyrik, die zwischen die Prosastücke eingestreut ist: teils herkömmlich liebartig, teils wertlos läuschenmäßig, teils völlig mißlungener Valladenversuch. Ebenso ist ein großer Teil der Prosafragen nicht eben geeignet, den Ruf der neuplattdeutschen Literatur zu heben; Stücke wie „Kureert“ und „Lenanawersch op Reisen“ mit ihrer plumpen und billigen Komik können unsere Bestrebungen, dem Plattdeutschen wieder die Gunst auch der ästhetisch Gebildeten zu gewinnen, nur erschweren. In ihrer Art vortrefflich sind dagegen die kleinen Plaudereien, die anschauliche Stimmungsbilder („In Schummern“) und Kulturbilder („Snurrige Rostgänger“, „Mutshon“) in anspruchsloser Form darbieten. Sobald der Verfasser sich darüber hinaus auf das Gebiet der ernsten, novellenartigen Erzählung wagt, gerät er in die Gefahr, banal und sentimental zu werden (so in „Moderleev“). Fast ganz gemieden hat er diese Klippe nur einmal, in der Geschichte von „Ol Stina“, dem lieben tapferen Mädchen, daß ihr eigenes Lebensglück fahren läßt, um die Mutter nicht ins Armenhaus bringen zu lassen, und dem es schließlich einziges Lebensziel wird, nicht selbst ins Armenhaus zu müssen. In der nächstbesten Erzählung „Unner Strohdack“ hingegen wirkt der „gute Ausgang“ schon wieder reichlich gemacht, eine hübsche Kalendergeschichte bleibt's aber auch so noch. Also alles in allem ein ziemlich ungleichwertiger Band, von dessen Inhalt ein kritischer Herausgeber die Hälfte unbedingt hätte ausscheiden müssen, während die andere Hälfte Heinrich Hansen zwar auch nicht als einen bedeutenden Dichter, wohl aber als einen lebenswürdigen Volkserzähler ausweist, der den Volksschlag des Fischer- und Schifferstädtchens an der Schlei recht hübsch zu schildern vermag. Sprachlich interessiert das Büchlein

noch besonders als Probe des vom Dänischen nicht unwesentlich beeinflussten Angliser Platts.

Jacob Bödewadt

Gebichte von Heinrich Brader. Halle a. d. S. 1912. J. M. Reichardt.

Aus den hinterlassenen Gebichten des 1897 verstorbenen Kommerzienrats Heinrich Brader, eines geborenen Oldenburger, hat die Hand der Pietät diese Auslese getroffen und zum bleibenden Gedächtnis eines lieben Toten der Mitwelt dargeboten. Uns interessieren vor allem die plattdeutschen Dichtungen. Wenn der Verfasser in einem kleinen Vierzeiler, der den niederdeutschen Abschnitt einleitet, sagt:

Bi Weglang fung it so min Deel,
 "Woll sik min Hart nicht faten.
 In giffit bi Weglang uk nich veel,
 As't fallt, so mött man't faten"

so sind damit die gebotenen Lieder, von denen der Verstorbene einen Teil selbst vertont hat, treffend gekennzeichnet. Er hat es als Wohltat und Befreiung empfunden, wechselnde Stimmungen und Empfindungen in schnell hingeworfenen Versen wiederzugeben, er hat sich Freud' und Leid von der Seele gesungen. Ein herzliches Empfinden für Naturstimmungen, für Menschenfreud' und -leid spricht aus den schlichten Klängen und mag oft im Familien- und Freundeskreis ein dankbares Echo gefunden haben.

Carl Holm

Rede Sundagstinner. Frig Reuters ergößlichste „Läuschen un Rimels“ (humoristische Gebichte in plattdeutscher Mundart), in den Pfälzer Dialekt übertragen von August Böller. Mannheim. Haassche Buchdruckerei G. m. b. H. Geh. Mt. 2.—, geb. Mt. 2.80.

Dieser Versuch, Reuter auch zu verpfälzern, erscheint als wohl gelungen. Der Übersetzer gibt zwar im Vorwort zu, daß die Läuschen und Rimels nicht auf der Höhe von Reuters spätern Meisterwerken stehen, dennoch bewertet er sie entschieden viel zu hoch, wenn er meint, daß sie instände wären, Menschenfinder emporzutragen aus dem grauen Alltag. Immerhin nehmen wir das Buch als ein Zeichen der immer noch wachsenden Volkstümlichkeit Reuters hin.

Gorch Fock

Das Gaap-Pulver. Komödie in einem Aufzuge. Von Karl Wagenfeld. Münster i. W. 1913. Verlag von August Greve. 38 S. Preis geb. Mt. 1.—.

Eifrig bemüht ist Karl Wagenfeld, dem Plattdeutschen literarisches Neuland zu gewinnen. Nachdem er uns in „Daub und Düwel“ eine einzigartige Gabe beschert und sich durch seinen Einakter „Dat Gewitter“ seine Sporen als Dramatiker bereits verdient hat, begibt er sich mit der Komödie „Das Gaap-Pulver“ in das Reich des Märchens. Das „Hampelland“ und seine Einwohner, das Leben und Weben in dem Ameisenland sind ihm willkommene Sinnbilder menschlichen, oft allzu menschlichen Tuns und Treibens und bieten ihm Gelegenheit, seine Hechel wieder einmal walten zu lassen. Ein Motiv aus dem Märchen gibt für diesen reizvollen, eigenartigen Hintergrund den geeigneten Konflikt, der dann freilich durch einen deus ex machina gelöst wird. — Das Reich des Königs von Hampelland, Jans XXVII., wird durch ein Prachteremplar der Gattung Mensch, ein Musterstück von Faulheit, „bi't Ewiggaohn“ an den Rand des Unterganges gebracht. Ein Ordnungsliebender versucht, die Zerstörung wieder gutzumachen, und ruft dadurch ein zweites Erdbeben in „Hampelland“ hervor. Er hat aber im Grunde den königlichen Dank verdient. Der Narr heckt den Vorschlag aus, des Königs Räte sollen ein Mittel finden, das zugleich Lohn und Strafe ist für Fleiß und Faulheit. Wer es findet, führt die Königstochter heim. Über den heimlich Geliebten der Prinzessin, Giärt, erbarmt sich die weiße Frau Spinne und gibt ihm ein Mittel, „das Gaap-Pulver“, das Gähnpulver. Giärt findet, im Gegensatz zu den Räten, die sich vergeblich bemüht haben, mit seinem Mittel Gnade beim König. Die Wirkung wird erprobt: Während dem Fleißigen das Gähnen der verdienten Ruhe nach der Anstrengung der Arbeit wohl tut, wird es dem Faulen zur größten Plage. Die Liebenden werden glücklich vereint. —

Karl Wagenfelds sicherer Blick für das dramatisch Wirksame, seine feine Charakterisierungskunst haben in diesem humoristisch-satirischen Einakter sicher

ein wirksames Bühnenstück geschaffen. Festzustellen, daß bei der durchgehenden Anwendung des Reimes hier und da eine sprachliche Härte stehen geblieben ist, die bei einer neuen Auflage leicht behoben werden kann, ist Pflicht des Rezensenten, der nur bedauert, das Stück nicht auf der Bühne gesehen zu haben. Es wird auf den Zuschauer nicht als „Gaap-Pulver“ wirken, vielmehr seine Lachmuskeln in eifriger Tätigkeit erhalten. Dr. G. Ruhlmann

Liederbücher. Van Gold drie Rosen. Volks- und Kinderlieder aus Schleswig-Holstein. Im Auftrage des Bundes Schleswig-Holsteinischer Volksliedfreunde herausgegeben von Max Ruckei und Hans Ruhe. Klampfenbegleitung von H. Johannsen, Königlichem Musikdirektor. (Schleswig 1913, Julius Bergas.) — Liederbuch für deutsche Schulen. Herausgegeben von Mitgliedern des Bremischen Lehrervereins, Abteilung für Schulgesang. 3 Stufen. Kart. 40, 55, 85 Pf. (Leipzig, Quelle & Meyer.) — 50 deutsche Volkslieder. Herausgegeben von Fr. Friedrichs. Kart. 2 Mk. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — 50 Kinderlieder des deutschen Volkes. Mit Klavierbegleitung von Fr. Friedrichs. Neue Folge. Kart. 2 Mk. (Hamburg, Max Leichsenring.) — Wandervogel-Liederbuch. Herausgegeben für den Verband deutscher Wandervögel von Frank Fischer. (Leipzig 1912, Friedrich Hofmeister.) — Der Zupfgeigenhänsel. Herausgegeben von Hans Breuer. Unter Mitwirkung vieler Wandervögel. 13. Auflage, 124.—128. Tausend. Geb. 1.50 Mk. (Leipzig 1913, Friedrich Hofmeister.) — Volksliederbuch für die deutsche Jugend. Im Auftrage des Bundes deutscher Jugendvereine herausgegeben von G. Eberlein. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. Geb. 1.80 Mk. (Jena 1913, Eugen Diederichs.) — Deutschnationales Liederbuch. Herausgegeben vom Deutschnationalen Handlungsgelhilfen-Verbande. 18. Auflage, 121.—140. Tausend. Preis 50 Pf. (Hamburg 1912, Buchhandlung des D. S. V.) — 58er Liederbuch. 4. Auflage, 17.—26. Tausend. (Hamburg 1912, Verein für Handlungs-Commis von 1858.)

„Schleswig-Holstein singt doch! Vieles aber deutet darauf hin, daß man mit schwerer Sorge sagen muß: Schleswig-Holstein singt noch! Wie lange noch? Wann wird das Volkslied allerorten von seichten Modeliedern, von nervenzigelnenden, undeutschen Operettenschlagern verdrängt sein? Die großen Städte sind schon jetzt dem echten Volkslied verloren; auch nach den Kleinstädten, nach dem Lande haben die Gassenhauer ihre begehrliehen Arme ausgestreckt. Manches ist ihnen auch hier zum Opfer gefallen. Das Zurückweichen und das Verwässern des reinen Plattdeutschen ist eine eng damit zusammenhängende, ebenso beklagenswerte Erscheinung.“ So klagt das Vorwort zu „Van Gold drie Rosen.“ Haben wir Grund zu solcher Klage? Gewiß nicht! Überall ist die Freude am Volksliede im Wachsen begriffen; wir können geradezu von einem Wiedererwachen des Volksliedes sprechen. Die Zahl der Volksliederbücher wird immer größer, eins macht dem andern Konkurrenz, so daß man sich manchmal fragen möchte, ob nicht ein Zuviel eher eine Zersplitterung bringe als einen Zusammenschluß der Kräfte. Wenn die Operettenmelodien auch wirklich den Tag beherrschen — morgen wird man sie vergessen haben und andere werden leben — bis übermorgen. Auch in alten Zeiten, denen man heute nur schöne Volkslieder zutrauen möchte, hat's daneben immer Gassenhauer gegeben. Aber die Volkslieder sind doch ausdauernder gewesen als sie, haben sich zäh genug erwiesen, um Ebbezeiten zu überleben, werden auch jetzt wieder eine gute, gute Weile auf der Flut treiben und nicht dem „Morgen“ erliegen. Dafür wird die deutsche Jugend sorgen, werden sie alle sorgen, die das heranwachsende neue Geschlecht bilden, die nach des Tages, nach der Woche Last und Mühen nicht mehr in qualmigen Kneipen und Kaffeehäusern vegetieren, sondern ein rechtshaffenes Leben leben, die hinausströmen ins Freie, die das Vaterland singend durchwandern, seine Schönheiten wieder sehen, seine Poesie hören und fühlen lernen. Also keine Sorge um das Volkslied: es wird nicht eingefargt. Es ist gestärkt vom Schlaf aufgestanden und wird frisch und rüstig alle Operettenmelodien von heute überdauern.

Mit dem Volksliede überhaupt ist auch das plattdeutsche Volkslied wieder zu Ehren gekommen. Das plattdeutsche Volkslied, von dessen Existenz lange Zeit nur noch die Eingeweihten eine Ahnung hatten. Aber jetzt werden auch

diese alten Weisen wieder gesungen, leben nicht nur in Büchern, sondern wieder im Volksmunde. Ich habe kürzlich über zwei besonders gute Volksliederhefte berichtet können, von denen das eine dem Plattdeutschen allein gewidmet war, während das andere hochdeutsche und plattdeutsche Lieder vereinigte: G. F. Meyers „Nu lat uns singen“ (Kiel, Lüdtke & Martens) und Hennigers „Niederachsen-Liederbuch“ (Hannover, Geibel). In deren Spuren schreitet auch „Van Gold drie Rosen“, das vor jenen hätte kommen müssen, um sich eines besseren Erfolges zu freuen. Jetzt steht es zu sehr im Schatten seiner Vorgänger, deren Herausgeber in manchem eine glücklichere Hand hatten als die des neuen Büchleins. Daß dessen Herausgeber z. B. ein plattdeutsch weitbekanntes Lied hochdeutsch wiedergeben („Peterstille, Suppenkraut“) muß befremden. Ebenso die hochdeutschen Gesprächsverse in dem Liede von den zwei Königskindern. Was Heinrich Wolgast fühlte, als er in seinen „Schönen alten Kinderreimen“ riet, mundartige, (z. B. plattdeutsche) Fassungen den schrifthochdeutschen vorzuziehen — das scheint den beiden schleswigschen Herausgebern nicht recht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Des lebendigen Gehaltes unserer plattdeutschen Sprache wegen dürfen wir ihr nicht vorenthalten, was ihr gehört, und wir dürfen es erst recht nicht tun, wenn wir die Absicht haben, ihr zu nützen. In der Erhaltung alten plattdeutschen Gutes dienen wir auch dem guten Plattdeutsch, da die alten Volkslieder, ebenso wie die Sprichwörter, durchweg ein gutes Plattdeutsch reden. Die Texte der plattdeutschen Lieder (die hochdeutschen kann ich hier außer acht lassen) sind — ich denke z. B. an das Grobschmiedlied — auch nicht immer glücklich gewählt. — Ein für unsere Volkskultur sehr wertvolles Unternehmen ist das „Liederbuch für deutsche Schulen“ mit seiner großen Menge herrlicher Volkslieder, unter denen auch volksliedartige Kunstlieder vertreten sind, die man ruhig dem eigentlichen Volksliede gleichstellen kann. Die Herausgeber haben denn auch einige der volkstümlichen, plattdeutschen Lieder Groths mit aufgenommen, von älteren Volksliedern aber nur „Anna Susanna“. Das plattdeutsche Lied ist in dem dreistufigen Bremer Buch nicht zahlreicher vertreten als die oberdeutsch-mundartlichen Lieder, und in der Oberstufe befinden sich plattdeutsche Lieder überhaupt nicht. Und doch hätte sich in die drei Hefte manches Lied und mancher Spielreim plattdeutsch aufnehmen lassen, der — in Bremen! — hochdeutsch drin steht. — Für das plattdeutsche Kinderlied sind sehr bedeutsam die beiden von Fr. Friedrichs herausgegebenen und mit Klavierbegleitung versehenen Sammlungen von je 50 „Volks-Kinderliedern“. Über die Melodien dieser und der andern Bücher kann ich nicht berichten, das wird wohl gelegentlich ein darin besser Unterrichteter nachholen müssen. Wir kommt es heute nur auf die Texte an und auf die Feststellung, daß das plattdeutsche Volkslied noch lebt und daß es in gebrauchsfähigen Liederheften vorliegt. Die Friedrichsschen Bücher enthalten nicht nur — neben hochdeutschen — eine große Menge plattdeutscher Lieder, sondern auch Reime zu Spiel und Tanz und endlich einige Beispiele des alten Hamburger Ausrufs (der — nebenbei bemerkt — phonographisch aufgenommen werden sollte, da binnen kurzem nicht nur die letzten alten Ausrufer gestorben sein werden, sondern auch ihre Zuhörer, denen die Ausrufsmelodien noch genügend im Ohre und auf der Zunge liegen, daß sie sie richtig wiedergeben könnten). Sehr beachtenswert sind auch die Vorworte und die Einleitungen, die Friedrichs seinen Büchern mitgegeben hat und die mannigfache Anregung bieten. Dasselbe ist von den Tafeln zu sagen, in denen Friedrichs die Entwicklung einzelner Melodien erläutert. — Die Wandervogel haben sich ja besonders große Verdienste um das Volkslied erworben, von dem sie manches Verschollene aufgezeichnet und dann wiederum verbreitet haben. Ihnen ist das „Wandervogel-Liederbuch“ gewidmet, das aber nur zwei plattdeutsche Lieder, und zwar das von der „Lammerstrat“ und von „Herr Pastor sien Roh“ aufweist, das ernste plattdeutsche Volkslied also überhaupt nicht auf der Rechnung hat. Der ältere, vor 5 Jahren zuerst erschienene „Zupfgeigenhansl“ bringt dagegen 10 plattdeutsche Volkslieder und unter diesen einige der schönsten. — Der zielbewußt sich in den Dienst der Volkstumsbewegung stellende Verlag Viederichs will mit seinem „Volksliederbuch“ gleichfalls der Wandervogelbewegung dienen. Das Buch ist besonders der gewerblich tätigen Jugend zugeeignet. Die in ihm

enthaltenen 14 plattdeutschen Lieder sind gut ausgewählt. Aber während die hochdeutschen volkstümlichen Dichter stark vertreten sind, ist von den plattdeutschen nur Reuter (Eckbomlied) vertreten. Für eine neue Auflage dürfte noch manche Perle von Fehrs, Groth und Stuhlmann zu finden sein. Gerade auch Stuhlmann würde in dieses Buch besonders gut hineinpassen! — Von eigentlichen Vereinsliederbüchern liegen mir heute zwei vor, und zwar beide von kaufmännischen Vereinen. Früher konnte man in solchen Liederbüchern lange nach plattdeutschen Liedern suchen, jetzt bringt das „Deutschnationale Liederbuch“ ihrer drei, das „58er Liederbuch“ sogar ein gutes Duzend, obwohl hier für die neue Auflage anfangs nur Reuters Eckbom-Lied in Aussicht genommen worden war. — So klingt und singt es überall, und Walther von der Vogelweide behält recht, wenn er in einem (dem Niederländischen Buche vorangestellten) Verse „Schwarzseher, Zweifler“ die nennt, die da sagen: „Nun sei alles tot, es lebe niemand, der noch singe.“

Zum Schluß möchte ich nun noch ganz allgemein vorschlagen, die plattdeutschen Lieder immer recht sorgfältig korrigieren zu lassen, damit nicht gar zu viele Druckfehler darin stehenbleiben. Eine Vereinheitlichung der Schriftweise in einem und demselben Liederbuch ist (zumal für das der 58er) sehr zu empfehlen. „Annchen von Charau“ sollte man heute wirklich nicht nur hochdeutsch, sondern auch in der gut singbaren plattdeutschen Urfassung aufnehmen. Endlich sei der Rat erlaubt, allgemein (wie das in den bei Hofmeister und bei Geibel erschienenen Büchern bereits geschehen ist) auf die Numerierung der Seiten und der Lieder zu verzichten. Die Seitenzahlen genügen vollkommen. Die Doppelnumerierungen pflegen beim Aufschlagen fast jedesmal einige Verwirrung zu bringen, weil Seitenzahl und Liedzahl gar zu leicht verwechselt werden.

P. W.

Kataloge. Antiquariatskataloge, in denen niederdeutsche Bücher verzeichnet sind: Akademisches Antiquariat „Niedersachsen“, Göttingen. Nr. 3—5. — F. Döring, Hamburg. Nr. 94. — M. Glogau jr., Hamburg. Nr. 75.



Aus Zeitschriften und Tageszeitungen



Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen, werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

- Heinrich Carstens.** Von Richard Ortman. (Die Heimat, August 1913.)
Hermann Claudius. „Ein neuer plattdeutscher Dichter.“ Von Prof. Dr. W. Ohnesorge. (Zeitg. f. Kunst usw. des Hamb. Corr., 6. Juli.)
Klaus Groth. „Hochdeutsche Gedichte R. G's aus dem Jahre 1846 und Briefe des Dichters an Bernhard Selle.“ Von Prof. Herm. Krumm. (Zeitschrift f. Wissenschaft usw. der Hambg. Nachr., Nr. 29—32.)
Ferdinand Wilhelm Lafranz. (Unsere Heimat, Monatl. Beilage zur Fehmarnschen Ztg. Sept. 1913.)
Fritz Reuter. „F. R. als Rostocker Student.“ Von W. Dolberg. (Rostocker Anz., 3. Okt.)
Fritz Stavenhagen. Von Dr. Walter Baette. (Eckart, 7. Jhg. Nr. 12.)
Adolf Stuhlmann. Von Dr. G. Ruhlmann. (Niedersachsen, 18. Jhg. Nr. 21.)
Heinrich Traulsen. „Ein 70-jähriger.“ (Meusburger Nordb. Ztg., 29. August.)
Wilhelm Wigger. (Nachr. f. Stadt u. Land, Oldenburg, 27. Aug.) — (Niedersachsen, 18. Jhg. Nr. 24.)
Nachgrothische Lyrik. Von Wilhelm Poed. (Kunstwart, 2. Augustheft.)
Westpreussisches Plattdeutsch in der Literatur. Von Bruno Pompecki. (Westpreuß. Volksbl. Nr. 163, 164.)
Unsere Muttersprache. Von Dr. Paul Sprachhoff. (Niedersachsen, 8. Jhg. Nr. 22.) — „Eine neue Erklärung des Wortes Rattrepel.“ Von Dr. phil. Eichenberg. (Zeitschr. f. Wissenschaft usw. der Hambg. Nachr., 1913, Nr. 36.) — „Das niedersächsische Bauernhaus.“ Von Hinrich Wriede. (Neue Hamburger Ztg., 15. Juli.) — „Das Plattdeutsche in der Apotheke.“

(Tägl. Rundschau, 11. Aug.) — „Plattdeutsche Kinder- und Tierlieder.“ Von Wilhelm Poed. (Schlesische Zeitg., 10. Juli.) — „Das pl. Kind im Verkehr mit Tieren.“ Von D. Steilen. (Nachr. f. Stadt u. Land, Oldenburg, 13. Juli.) — „Pl. Hamburger Kinder- und Volksreime.“ Von Paul Wriede. (Generalanz. f. Hamburg-Altona, 3., 24. Aug., 6. Sept.) — „Einige westfälische Hochzeitsbräuche.“ Von Heinrich Kleibauer. (Niedersachsen, 18. Jhg. Nr. 20.) — „Niederdeutsche Hochzeitsgedichte.“ Von Prof. Dr. S. Deiter. (Niedersachsen, 18. Jhg. Nr. 20.) Von v. Dettlen. (Dasselbst Nr. 21.) — „Eine westfälische Hochzeit um 1530 nach dem Goefter ‚Daniel.‘“ Von Kl. Löffler. (Niedersachsen, 18. Jhg. Nr. 21.) — „Alte hannoversche Familiennamen.“ Von Dr. phil. Armbrust. (Hannoverland, Juli 1913.) — „Leitfaden für die plattdeutsche Rechtschreibung.“ Von Otto Bremer. (Korr. Bl. des V. f. nd. Sprachforschg., Heft 4, Nr. 1.) — **Plattdeutsch in der Großstadt.** Von Paul Wriede. (Hannoverland, Juli 1913.) — „Pl. und Volksbildung.“ Von Ernst Schnakenberg. (Volksbildung, 43. Jhg. Nr. 20.) — „Pl. an den höheren Schulen Niederdeutschlands.“ Von Ewald Raesbach. (Neue Jahrbücher für Pädagogik, 1913, 2. Abt., 32. Bd., 9. Heft.)

	Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg	
--	---	---

Der „Quickborn“ früher und jetzt. Herr Wilhelm Poed, der den Quickborn mitbegründet hat und eine Zeitlang seinem Vorstande angehörte, schreibt in einem Aufsatz über „Nachgrothsche Lyrik“ im Kunstwart (2. Augustheft 1913): „... Und jetzt ward das bis dahin literarisch wenig hervorgetretene engere und weitere Hamburg der geistige Boden, aus dem die neue plattdeutsche Dichtergeneration ihre besten Kräfte zog. Außerlich gab sich das durch die vom hamburgischen Schulrat Adolf Stuhlmann angeregte Gründung der Vereinigung ‚Quickborn‘ kund, die, wenigstens zu Anfang ihres Bestehens, die namhaftesten in plattdeutscher Zunge schaffenden Kräfte in sich vereinigte und das Interesse weiterer Kreise, der Gebildeten wie des Volks, auf deren Erzeugnisse und die eigene Arbeit hinzulenken verstand.“ — Die auffallende (oben von mir durch Sperrung hervorgehobene) Einschränkung läßt vermuten, daß es Herr Poed entgangen ist, daß unsere Vereinigung ganz besonders seit der Begründung der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ (1907) von Jahr zu Jahr mehr „die namhaftesten in plattdeutscher Zunge schaffenden Kräfte in sich vereinigt.“ Auch Herr Poed wird doch die erst nach seinem Austritt aus dem Vorstande in den Quickborn eingetretenen und zumeist auch als Mitarbeiter tätigen Dichter und Sammler, von denen hier nur Johann Hinrich Fehrs, Gorch Fock, Ferdinand Krüger, Fritz Lau, G. Stille, Felix Stillfried, Karl Wagenfeld, Herm. Wette, Augustin Wibbelt, Wilhelm Wiffser und R. Woffsidlo genannt sein mögen, zu den namhaftesten in plattdeutscher Zunge schaffenden Kräften zählen! Und wenn Herr Poed einmal die letzte fast 600 Mitglieder (gegen etwa 40 im Jahre 1906) umfassende Mitgliederliste durchsehen will, so wird er finden, daß dem Quickborn die Fähigkeit, das Interesse weiterer Kreise, „der Gebildeten wie des Volks“, auf die Schaffenden hinzulenken, inzwischen nicht abhanden gekommen ist. Paul Wriede

Mitgliederversammlungen. Kleine Vortragsabende im Patriottischen Gebäude. 153. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 23. September 1913. Der Vortragsversammlung ging satzungsgemäß eine Hauptversammlung voraus. Es wurden Jahresbericht und Kassenbericht vorgelegt und durch Zuruf genehmigt. Darauf wurden wiedergewählt zu Mitgliedern des Verwaltungsrats die Herren Dr. G. Rühlmann, Johs. E. Rabe und Dr. F. Reimers, zum ersten Vorsitzenden Herr Paul Wriede, zu Rechnungsprüfern die Herren Aug. Häger und Dr. S. von Reiche, zu deren Ersatzmännern die Herren Dr. W. A. Burchard und Henry Schaper. Den wegen starker anderweitiger Inanspruchnahme aus dem Verwaltungsrat ausgeschiedenen Herren

Dr. C. Holm und Paul E. Sibeth sprach der erste Vorsitzende den Dank des „Quickborn“ für ihre bisherige Tätigkeit aus.

Der geschäftlichen Verhandlung folgte ein von Dr. Gottfried Ruhlmann ausgearbeiteter Vortrag über die plattdeutschen Werke Adolf Stuhlmanns. Da Herr Dr. Ruhlmann am persönlichen Erscheinen verhindert war, so hatte seine Gattin es übernommen, den Vortrag vorzulesen. Es wurde etwa folgendes darin ausgeführt: Adolf Stuhlmann, den Hamburgern leider nur als ehemaliger Schulrat des Gewerbebeschulwesens bekannt, hat auch für die niederdeutsche Literatur seine Bedeutung. Nachdem der Vortrag zur Erläuterung und zum Verständnis des dichterischen Gesamtbildes eine biographische Einleitung gegeben, die ein reichbewegtes Leben darstellte und besonders bei der kampf- und noterfüllten Jugendzeit des Dichters verweilte, die zugleich ein Stück althamburgischen Lebens entrollte, ging er näher auf die niederdeutschen Dichtungen Stuhlmanns ein und suchte sie nach ihren Hauptmotiven zu ordnen und zu bestimmen. Unter dem Pseudonym S. E. Uhlmann trat Stuhlmann zuerst (1898) mit den „Rymels“ hervor, es folgten 1903 das „Lederboot“, 1906 die „Hasselpoggen“. Adolph Stuhlmanns Dichtungen zeigen ein schlichtes, anmutiges Talent, das keine schwierigen und komplizierten Probleme und Stimmungen zur Darstellung bringt. Im trauten Familienleben verdichtet sich bald diese, bald jene Stimmung zu einem Gedicht; die Freude an volkstümlichen Motiven bringt so z. B. allerliebste Tierdichtungen hervor. Eine fröhliche Schalkhaftigkeit leuchtet aus manchen Augenblicksbildchen heraus, besonders aus der Jugendzeit, während ein Ton ernster Besinnlichkeit späteren Dichtungen ihre Note gibt. Ganz besonders betonte der Vortrag die Formvollendung der Stuhlmannschen Lyrik. Leicht und flüchtig fließen die Verse dahin in zierlichem Ebenmaß. Rhythmus und Klang lassen sie daher zur Komposition ganz besonders geeignet erscheinen. Dieser Sinn für das musikalische Element findet in dem „Lederboot“ Erweiterung und Bestätigung, in dem Stuhlmann der Not des plattdeutschen Liedes durch Umgießen hochdeutscher Lieder in niederdeutsches Gewand und Stimmung zu steuern sucht. Stuhlmann ist in der Hauptsache Lyriker, aber auch an der Märchendichtung, der Satire und der Skizze versucht er seine Kraft. So finden sich auch in den „Hasselpoggen“ künstlerisch hervorragende „Vertellen“, Märchen, knappe Skizzen aus dem Hamburger Hofleben, humoristisch-satirische Kabinettstückchen wie „De Folliant“. Humor und Satire geben auch der einzigen größeren Prosaschöpfung ihr Gepräge: „Sünste Jürgen, de heemliche Ridderorden von Lohusen“. — Möchte Stuhlmanns kürzlich gefeierter 75. Geburtstag einen Wendepunkt in seiner Bewertung bedeuten! Freilich kann man nicht bewerten, was man nicht kennt. Denn auch darin ist Stuhlmann ein niederdeutscher Dichter, daß es ihm wie vielen seiner besten Dichtergenossen ergangen ist, daß man ihm die verdiente Anerkennung noch vorenthalten hat, während Fritz Reuters Nachtreter, Komiker und Doffenreißer der Wirkung immer noch sicher sein dürfen. Dem beifällig aufgenommenen Vortrage ließ Herr C. Clasen mit bestem Gelingen Vorlesungen aus Stuhlmanns Werken folgen. Die Wiedergabe ernster und heiterer Dichtungen bestätigte das in dem Ruhlmannschen Vortrage Gesagte aufs beste und rief ebenfalls Beifall der Anwesenden hervor.

kw.

Der Verwaltungsrat setzt sich nach der letzten Ämterverteilung folgendermaßen zusammen: 1. Vorsitzender Paul Wriede, 2. Vorsitzender Johs. E. Rabe, Schriftführer Jacob Bödwadt, Kassierer Rechtsanwalt Dr. jur. Reimers, Bibliothekar Oberlehrer Dr. phil. G. Ruhlmann, Beisitzer J. C. Stücken und Dr. phil. Rud. Werner.

Vortragsabende über niederdeutsche Kunst und Kultur veranstaltet der Quickborn auch im Winter 1913/14, teils im großen Saale des Conventgartens, teils im Patriotischen Gebäude. Auch Volksabende zu niedrigen Eintrittspreisen werden stattfinden, der erste am 21. Oktober als Fris-Reuter-Abend, unter Mitwirkung von Gorch Fock, Alex Otto und August Voss. Weitere „große“ Vortragsabende werden sein „Plattdeutsche Dichtung 1903–1914“ (10. Februar) und „Volkslieder-Abend“ (17. März). Für die „kleinen“ Vortragsabende stehen folgende Vorträge in Aussicht: Jacob Bödwadt „G. Stille, der Dichter des Sadelers Landes“, F. von Borstel „Wilhelm Wisser, der Märchensammler“,

Oberlehrer Paul Hoffmann „Plattdeutsch in der höheren Schule“, Dr. G. Ruhmann „Der westfälische Erzähler Ferdinand Krüger“, Dr. Heinrich Meyer-Benfey „Anlage und Entstehungsgeschichte von Reuters Stromtid“, Dr. S. von Reiche „Plattdeutsch in der Apotheke“, Max Werner „Plattdeutsche Ausdrücke im Schiffbau- und Werftbetriebe“, Dr. Rud. Werner „Moderne Zeit- und Menschheitsfragen im Spiegel von Fehrs Dichtungen“. Auf einem Dichterabend werden Gorch Fock und Fritz Lau aus eigenen Werken vorlesen. Außerdem sollen Vorlesungen aus Werken von Fehrs, Reuter und Wisser und ein plattdeutscher Diskussionsabend stattfinden. Für die kleinen Abende sind folgende Dienstage in Aussicht genommen: 14. Oktober, 11. und 25. November, 9. Dezember, 27. Januar, 24. Februar, 10. März, 14. und 28. April. Alles Nähere durch die besonderen Einladungen, die allen Hamburgern sowie denjenigen auswärtigen Mitgliedern zugehen, die mindestens 6 Mark Jahresbeitrag entrichten.

Die Vereinsbibliothek befindet sich im Deutschen Seminar (Vorlesungsgebäude, Edmund-Siemers-Allee). Die Quickborn-Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12 Uhr, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen. Die Mitgliedskarten sind bei jedem Besuch und bei jeder Bücherentlehnung vorzulegen.

Als Geschenke oder Pflichtexemplare (laut § 6 unserer Satzung) sind von den Verfassern eingegangen: Welken „Das nd. Drama“, Wisser „Pl. Volksmärchen, Ausgabe für Erwachsene, erste Hälfte“, Schierbaum „Justus Möfers Stellung zur Literatur des 18. Jahrhunderts“, von der Hamburgischen Stadtbibliothek: Collijn „Van dem nedderval der Veneddhyer usw.“ Durch Kauf kamen u. a. hinzu: Bremer „Beiträge zur Geschichte der deutschen Mundarten“, Kinderling „Geschichte einer niedersächsischen oder sog. plattdeutschen Sprache, vornehmlich bis auf Luthers Zeiten“, Raabe „Allgemeines pl. Volksbuch.“ Endlich gingen einige der in diesen Blättern besprochenen Werke ein, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen.

Allen gütigen Gebern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt!

Druckfehlerberichtigung. Im 4. Heft des 6. Jahrganges muß es heißen auf Seite 150, „Rasper sien Büg“ Zeile 13: dien Mudder (statt dem), Seite 152, Zeile 15 tosom'n (statt tosomn). Seite 180, Zeile 29: 22. April (statt Mai).

Beilagen. Dem vorliegenden Heft liegt für die Mitglieder des Quickborn der Arbeitsbericht über das letzte Vereinsjahr bei. Wir empfehlen ihn der Aufmerksamkeit der Mitglieder. Dem Bericht ist auch die neue Mitgliederliste angefügt. — Auch die gleichfalls beiliegenden Prospekte über unsere Quickborn-Bücher und über die Gesamtausgabe der Fehrschen Dichtungen bitten wir zu beachten und an andere Interessenten weiterzugeben.

Jahresbeiträge. Der Beitrag für die im Stadt-Postbezirk Hamburg-Altona wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 6 Mark, für die außerhalb dieses Bezirkes Wohnenden mindestens 3 Mark, für Vereine und Körperschaften ohne Rücksicht auf ihren Sitz mindestens 6 Mark. Die dem Quickborn angeschlossenen Vereine können die Veröffentlichungen (Vereinszeitschrift und Quickborn-Bücher) für ihre Mitglieder zu einem mit dem Verwaltungsrat zu vereinbarenden Betrage beziehen.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. Oktober 1913 bis 30. September 1914. Neueintretende Mitglieder belieben den von ihnen zu entrichtenden Beitrag an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11, einzuzahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu überweisen. Postanweisungen wolle man nur an den Kassierer, Herrn Dr. Fr. Reimers, Hamburg, Hermannstr. 20, richten. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. Aber die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ quittiert werden. — Die Einladungen zu den Hamburger Veranstaltungen werden nur an diejenigen Mitglieder geschickt, die mindestens 6 Mark zahlen.

Neue Mitglieder.

Bereits in der Mitgliederliste aufgeführt:

<p>Herr Carl Bremer, " W. Capobius, Frä. Lina Losen, Herr S. Philippfen, " Dr. Th. Redtslob, Hamburg. " Hermann Engel, " Fris Peters-Weber, " Julius Rätzke, Altona. " Postsekretär Büsch, Plön.</p>	<p>Herr Otto Hagedorn, Fodbeck. " Mag Ruckei, Kurburg. " Pastor A. Paulsen, Brügge (Holst.) " J. Heinrich Fehrs, Strelitz i. M. " Mar.-Ing.-Oberaspirant Otto Hesse, Wilhelmshaven. " Organist Matthias, Züllichau. " W. Vietense, Breslau. " Otto Lofmeier, Lachen. " Dr. M. Bauer, Frankfurt a. M. Frä. Gertrud Iversen, München.</p>
--	---

Nach dem Druck der Mitgliederliste bis zum 12. Oktober beigetreten:

<p>Herr Alfred Angelbeck, Frau F. Deters, Herr Karl Eidner, Frä. Berta Heckscher, Herr Aug. Kastning, " Realschullehrer Kiene, " John Majus, " Carl Martens,</p>	<p>Herr E. Ried, " Heinrich Wendt, Hamburg. " Bruno Kollmann, Gr.-Flottbel. " Fris Nolting-Hauff, Bremen. " Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Edward Schröder, Göttingen.</p>
---	--

De plattbütsch Bill to Swerin.

(Ein Verzeichnis der freiwilligen Beitragserhöhungen folgt in einem der nächsten Hefte.)

Beitrittserklärungen und Adressen von Damen und Herren, die voraussichtlich Interesse für unsere Bestrebungen haben, werden erbeten an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25.

Wohnungsänderungen beliebe man, um eine Verzögerung in der Zusendung der Drucksachen zu vermeiden, recht frühzeitig anzumelden.

Die **Quickborn-Bücher** und die **Vereinszeitschrift** werden den Mitgliedern der Vereinigung Quickborn kostenfrei geliefert. Neueintretenden werden die in der Beitragszeit erschienenen Veröffentlichungen nachgeliefert. Die im verklossenen Vereinsjahr erschienenen Bücher, „Holstenart“ von Johann Hinrich Fehrs und „Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten“ von Johs. E. Kabe, sind für 50 Pf. das Stück durch den Buchhandel zu beziehen. Demnächst erscheinen: F. W. Lyra „Schnack und Schnurren“ (herausgegeben von Dr. G. Ruhlmann), und **Kalendergeschichten** von Th. Dirks (herausgegeben von Georg Kuseler). Die soeben erschienene zweite, verbesserte und ergänzte Auflage von Kabe's Speicherbuch ist auch für solche Mitglieder von Wert, die die erste Auflage schon besitzen.

„**Plattdeutsch in der Großstadt.**“ Sonderabdruck dieses von Paul Wriede auf dem Niedersachsentage 1912 gehaltenen Vortrages, sind in kleiner Anzahl für 30 Pf. das Stück portofrei zu beziehen. Man wolle den Betrag an den Kassierer des Quickborn, Herrn Dr. Fr. Reimers, Hamburg, Hermannstr. 20 einsenden oder ihn der Beitragszahlung hinzufügen.

Das nächste Heft der „**Mitteilungen aus dem Quickborn**“ erscheint voraussichtlich im Februar 1914 zum 10jährigen Bestehen der Vereinigung Quickborn.

Redaktionschluss für das vorliegende Heft: 14. Oktober 1913.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft beliebe man zu richten an
 die Vereinigung Quickborn (E. V.), Hamburg 25.